

KORRESPONDENZBLATT



Herausgegeben vom Pfarrer- und Pfarrerinnenverein
in der evangelisch-lutherischen Kirche in Bayern

Nr. 3 März 2008 123. Jahrgang

Was hätten wir getan?

Es war letzten Sommer. Nach einem Fest, in Mügeln. Acht Inder werden gejagt. Gegröle. Schweiß. Dumpfe aggressive Triebe.

War keiner dabei, dem dies Treiben missfallen hat? Kaum denkbar. Aber – wäre ich, wären Sie dabei gewesen, was hätten wir getan?

Wären wir vorbereitet gewesen?

Hätten wir zu helfen gewusst? Oder wären wir überrollt worden von der Gewalt und dem Gefühl unserer Ohnmacht? Zivilcourage, wie mit Recht gefordert, ist unabdingbar. Aber wie um- und einsetzen? Wie einen vor Gewalt retten? Muss man solche Situationen nicht mindestens einmal in Gedanken durchspielen, damit man im Ernstfall gerüstet ist?

Die Frage hat Menschen seit jeher bewegt.

In der biblischen Josefserzählung findet sich dazu ein kurzer Abschnitt, der in seiner Anschaulichkeit den Leser nachdrücklich zum vorausschauenden Denken auffordert. Selbst wenn dort die Rettung auch nicht geklappt hat. Aber die Josefserzählung, die ist geschrieben für Leute, die nachdenken, für Schüler und Studenten, die Lösungen finden sollen, wie man's besser machen kann.

Im Zusammenhang lässt sich die Geschichte besser verstehen. Darum einige Worte dazu: Vater Jakob lässt dem Sohn seiner Lieblingsfrau eine solche hemmungslose Vorzugsbehandlung zukommen, dass seine anderen zehn älteren Söhne einen unbändigen Hass

entwickeln, nein, nicht gegen den Vater, sondern gegen den Bruder, gegen Josef. Gegen den, der als einziger ein »buntes Kleid«, ein kostbares Prinzen-gewand bekommen hat. Gegen den, der sich nur allzu gern in eine große Rolle hineinräumt, und welche Rolle könnte größer sein als die des Königs, vor dem die anderen ihre Verbeugungen machen. Der kindliche Wichtigtuer erzählt seine Träume ohne Hemmungen seinen Brüdern und stachelt so, ohne es zu merken, ihren Hass weiter an.

Josef darf und soll zu Hause beim Vater bleiben. Die anderen Brüder werden zum Arbeiten respektive Schafe-Hüten auf ferne Weiden geschickt. Einem ziemlich irren Einfall folgend schickt Vater Jakob seinen Lieblingssohn Josef los, um nach seinen Brüdern zu sehen, natürlich im Prinzen-gewand. Als die ihn nach langen Irrwegen kommen sehen, im provozierenden Gewand, da entladen sich die aufgestauten Gefühle zunächst verbal. In Gen. 37, ab V. 18, lesen wir: »Als sie ihn von ferne kommen sahen, ehe er zu nahe bei ihnen war, da bereiteten sie einen Anschlag vor, ihn zu töten, und sprachen zueinander: Seht, da kommt der Träumer daher! Auf, lasst uns ihn töten, ihn in eine Grube werfen und sagen, ein böses Tier habe ihn gefressen. Dann wird man sehen, was seine Träume sind!«

Hemmungslose Aggression, sich gegenseitig aufstachelnd, schon die Lüge nach vollbrachter Tat im Blick, hochgefährlich.

»Als das Ruben hörte, wollte er ihn aus ihren Händen erretten und sprach: Lasst uns ihn nicht töten!«

Zunächst: Toll, dass er ihn retten will.

Inhalt

■ Artikel

Dr. Herbert Specht, Was hätten wir getan?	33
Pfarrerverein, Mitgliederversammlung	35
Wahlvorschlag Schacht/Lehner, Die Segnerei	36
Martin Ost, Liebe Leserin, lieber Leser	44
Helmut Maier-Frey, Gemeinschaft der Ordinierten	38

■ Aussprache

Dr. Reinhardt Brandt, Es gibt ein Buch	41
Markus Herrgen, Finale Lösung	41
Ursula Seiler, Sie sollen nicht vergessen werden	41
Jürgen Ulscht, Hab' ich's nicht gewußt!	42
Erwin Weichselmann, Das ist Kirche!	42

■ Hinweis

Hochschule für Kirchenmusik, Eignungsprüfungen	41
Externe C-Prüfung	43

■ Bücher

Dr. Gerhard Knodt, Greiner u.a., Wenn die Seele..	42
Dr. Dietrich Stollberg, Ludecus, Vesperale	44
Wieland Zademach, Töllner, Eine Frage der Rasse?	45
Helmut Winter, Moltmann, Weiter Raum	46
Dr. Gerhard Knodt, Schrüdl, Unsere Augen..	46

■ Ankündigungen

47

Aber wird er da großes Gehör finden? Auf ihr Vorhaben antworten einfach mit der Verneinung des Vorhabens!

Lasst uns ihn töten,

haben sie gesagt, und er sagt: Lasst uns ihn nicht töten!

Gewiss, er stellt sich gegen sie, aber müsste da nicht ein Argument kommen? Eines, das Mitleid, Erbarmen bei den Brüdern auslöst. Was wäre, wenn er sagen würde: Brüder, er ist doch unser Bruder. Ja, er ist Vaters Liebling, und ein kleiner Angeber dazu, aber er ist doch noch so jung, und dass der Vater so einen Narren an ihm gefressen hat, dafür können wir ihn doch nicht umbringen! Wir können doch nicht an ihm unsere Wut auslassen, wo wir doch eigentlich unserem Vater die Meinung sagen müssten!

Und vielleicht hätte Ruben schon viel früher, als sie ja schon nichts mehr mit Josef gesprochen haben, vermitteln sollen, oder mindestens versuchen, ihre unbandige Wut einzudämmen.

Aber einfach zu sagen: Lasst uns ihn nicht töten, das ist zwar besser als mitzumachen, aber nicht sonderlich geschickt. Wenn einer in Mügeln gesagt hätte: Backen die Inder nicht eine gute Pizza? Hätte das nicht die irrationale Wut runtergeholt – oder solch einfache Sätze wie: Haben sie dir schon was weggenommen? Meinst du denn, sie haben es leicht bei uns? Fern von ihrer Heimat?

Zurück zu Ruben. Auch seine nächsten Worte sind nicht weise. »Vergießt nicht Blut, sagt er, sondern werft ihn in die Grube hier in der Wüste und legt nicht Hand an ihn!«

Vergießt nicht Blut! Gut: Er macht sie aufmerksam, dass sie im Begriff sind, ein Verbrechen zu begehen! Er erinnert seine Brüder daran, dass sie im Begriff sind, über eine Grenze zu gehen, aber wieder: Er traut sich nicht, an mögliches Mitgefühl/Mitleid mit dem Opfer zu appellieren. Was ihn ganz ausfüllt, und worauf er alleine eingehen kann, ist die geplante ungeheuerliche Tat abzuwehren. Und das heißt:

Er ist ganz und gar bestimmt von der Angst.

Aber Angst ist auch in solch einem Fall ein schlechter Ratgeber.

Das kommt auch in seinen anderen Worten heraus:

»Vergießt nicht Blut,« sagt er, »sondern werft ihn in die Zisterne hier in der Wüste, aber legt nicht Hand an ihn!«

Wie das gehen soll, ihn in das Zisternenloch zu werfen und nicht Hand an ihn zu legen, das ist Rubens Geheimnis, oder wir könnten auch sagen, das ist reiner Unsinn. Denn natürlich müssen sie Hand an ihn legen, wenn sie ihn da reinwerfen, und den verhassten Rock wird er sich auch nicht ausziehen lassen ohne dass sie dazu ihre Hände gebrauchen. Doch psychologisch verstehen wir ja schon, was Ruben da sagt: Also ein bisschen könnt ihr eure Aggressionen schon an ihm ablassen, ein bisschen Dampf muss ja aus diesem Überdruckkessel raus, und wenn ihr meint, dass euch das gut tut – werft ihn halt in die Grube.

Ist das hilfreich? Oder ist das im Gegenteil höchst gefährlich? Kann man darauf vertrauen, dass Menschen, die schon in Fahrt sind, die einen anderen schon mal ausziehen, prügeln, in die Grube werfen, dass die sich in der Gewalt haben und aufhören? Und wenn der sich wehrt, könnte das nicht total ausarten? Ja könnte er sich nicht gar das Genick brechen, wenn er in die Grube geworfen wird? Wird er das können, da elegant abrollen, oder wird er nicht wie gelähmt ob des unerwarteten Überfalls auf seinen Kopf fallen?

Wahnsinnig, dieser Vorschlag des Bruders, und natürlich, auf Gespräch, auf Schlichtung der Differenzen mit Worten, darauf setzt er gar nicht. Ruben kapituliert bereits vor der Gewalt. So ehrenwert es ist, dass »er ihn aus ihrer Hand erretten will und zurück zu seinem Vater bringen«, so kriegt er das nicht hin.

V. 23–24. Josef hat die Aktion überlebt, ein Glück.

V. 25 Und die Brüder setzten sich nieder, um zu essen. Ja Guten Appetit möchte man da sagen. Es wird ihnen aber in der Nähe der Grube nicht sonderlich schmecken, da müssen sie ja die Hilfeschreie ihres Bruders hören und sein Geheule – sie haben sich schon ein bisschen entfernt und lassen ihn schreien. Dem Ruben allerdings schmeckt's überhaupt nicht, er geht für sich, vielleicht läuft er ziellos umher. Wo ist Ruben? Wo ist er denn? Bei der Zisterne, bei Josef ist er jedenfalls auch nicht. Braucht er Zeit für sich, für eigene Pläne? Müsste man nicht, wenn man das Opfer retten will, auf das Opfer acht haben? Hätten nicht die Bürger von Mügeln, wenn sie Mitleid mit den Indern gehabt hatten, nicht wenigstens die Polizei alarmieren können, oder sehen, ob sie später eingreifen können,

oder wenigstens Zeugenaussagen machen?

Ruben ist wer weiß wo, nur nicht, wo er gebraucht worden wäre. Er hat auch dem Opfer keine Ermutigung zugesprochen. Er hätte ja dem Josef sagen können: »Heute Nacht zieh ich dich wieder raus, ich steh zu dir. Gib mir eine Chance, dich zu retten. Aber sei jetzt leise. Und hör auf zu schreien. Dann kühlen die am ehesten wieder ab.« –

Wo immer Ruben ist, er ist nicht da, wo er sein sollte.

Fatalerweise kommt nun eine Karawane daher.

Juda, dessen Wut schon etwas abgekühlt ist, sagt den Brüdern, und wie gesagt, Ruben ist nicht dabei: Was hilft's, dass wir unseren Bruder töten und sein Blut zudecken? Auf, lasst uns ihn den Ismaelitern verkaufen, damit sich unsere Hände nicht an ihm vergreifen. Denn er ist unser Bruder, unser Fleisch und Blut. Erstaunlich: Bei Juda kommt es jetzt sogar in den Blick, er ist doch unser Bruder, unser Fleisch und Blut. Vielleicht wären die Brüder vorher schon ein bisschen dafür empfänglich gewesen, wenn einer das gesagt hätte, der wirklich für den Bruder eingestanden wäre. Freilich: Judas Mitgefühl hält sich in Grenzen. Was mit Josef geschieht, wenn er mit denen mitmuss, dafür fühlt sich Juda nicht verantwortlich. Hauptsache, wir bringen ihn nicht um.

V. 28 ist nicht ganz einfach zu verstehen. Vermutlich ist gemeint, die Midianiter haben die Hilferufe des Joseph gehört, diesen allerdings nicht gerettet, sondern eben aus der Zisterne geholt, ihn zu ihrem Besitz erklärt, und ihn rasch einer anderen Ismaeliterkarawane verkauft, so dass Juda und die Brüder nicht mal einen Gewinn von ihm hatten.

Doch blicken wir wieder auf Ruben. Retten wollte er den Josef. Aber wo er von seinem Weg zurückkommt, da ist dieser bereits weg, da ist die Zisterne leer, und er zerreißt sein Gewand und ruft: Der Knabe ist nicht mehr da? Wo soll ich nur hin?

Ach, wenn der Ruben doch jetzt an seinen Bruder denken würde, wenn er jetzt anfangen würde, für ihn einzustehen! »Wo soll ich hin?« Sagt er. Also: »Ich bin der Arme, Betrogene!« Wir wissen doch alle, dass der wirklich Betrogene, das wirkliche Opfer Josef ist, der angebunden in die Sklaverei läuft. Und immer noch könnte er den Bruder retten. Im-

mer noch könnte er Geld nehmen, ihn aus der Hand der Ismaeliter zurückkaufen. Was wollen die denn anderes als an dem Burschen Josef etwas verdienen! Retten ist nicht einfach, beileibe nicht, das weiß jeder, der bei der Feuerwehr ist oder es sonst schon versucht hat, aber: Unmöglich ist es auch nicht. Mindestens probieren kann und muss man es. Und retten – ja, es geht nicht anders als dass man für einen anderen einsteht. Da mag manches Mal ein Risiko dabei sein.

Aber wie wollen wir leben?

Als solche, die sofort immer kapitulieren und ihre Ohnmachtsgefühle pflegen? Oder als solche, denen der andere Mensch wichtig ist! Die sich einsetzen für andere, selbst unter einem Risiko? Vielleicht ist es gut, dieser Geschichte eine andere Geschichte an die Seite zu stellen. Eine, die von Jesus erzählt. Und von einer Frau, die auf frischer Tat beim Ehebruch ertappt wurde. (Johannes 8, 1-11) Auch da eine Menge, die schreit: Das geht doch nicht! Umbringen sollte man sie, und vermutlich haben sie schon Steine in der Hand. Und was macht Jesus? Er macht nicht auf Ag-

gression und Stärke. Er schreibt ... in den Sand. Aber er findet das Wort, das sie rettet. Er steht für sie ein. Auch da sind heftigste Emotionen im Spiel, auch da giert alles nach Blut. Aber: Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie. Und alle legen ihre Steine wieder hin.

Vielleicht haben sie's ihm nicht vergessen, dass er ihnen dies Schauspiel der Steinigung verdarb. Vielleicht haben sie später umso heftiger: Kreuzige ihn gerufen.

Aber er hat die Frau gerettet. Er hätte anders nicht leben können und wollen. Und am Ende hat er sogar die gerettet, die Kreuzige ihn gerufen haben.

Es gibt einen Retter.

Einen, der bedingungslos für uns einsteht. Der uns sogar vor Sünde und Tod rettet. Das kann überhaupt nur dieser eine. Aber uns die Augen öffnen, dass wir Menschen in Bedrängnis retten können und das auch wollen, das kann schon die Josefserzählung. Und um wie viel mehr erst Er. Der Retter.

*Dr. Herbert Specht,
Pfarrer in Poing*

Wahlvorschlag

Für die Wahl des 1. und der 2. Vorsitzenden ist lediglich jeweils ein Vorschlag gemacht worden.

Es ist dies:

für den 1. Vorsitzenden:
Klaus Weber

für die 2. Vorsitzende:
Corinna Hektor

Beide haben ihre Bereitschaft zur Kandidatur erklärt.

*Heinz Haag
Wahlausschussvorsitzender*

Mitgliederversammlung und Versammlung der Vertrauenspfarrerinnen und -pfarrer

des Pfarrer- und Pfarrerinnenvereins in der Evang.-Luth. Kirche in Bayern

14./15. April 2008 in der Evang. Tagungsstätte Wildbad in Rothenburg

Montag, 14. April 2008

10.00 Uhr Begrüßung, Andacht
Katharina Kemnitzer
10.30 Uhr »Gefragt, nötig, präsent«
- Überlegungen zum Pfarrerbild -
Referent: Professor Dr. Klaus Raschzok,
Neuendettelsau

Aussprache

12.15 Uhr Mittagessen

14.30 Uhr Workshops

17.30 Uhr Gottesdienst in der St.-Jakobs-Kirche
mit Abendmahl
Prediger: Dekan Hans-Gerhard Gross,
Rothenburg

19.30 Uhr Buffet und gemütliches Beisammensein im
Theatersaal mit kurzer Vorstellung der Kandidaten

Dienstag, 15. April 2008

09.00 Uhr Andacht
Heinz Haag
Wahl des 1. Vorsitzenden
Vorstandsbericht
Wahl der 2. Vorsitzenden
Aussprache zum Vorstandsbericht
Bestätigung der Wahl und der Berufung
von Pfarrer Micha Boerschmann als
Vertreter der Pfarrerinnen und Pfarrer
im Schuldienst in den Hauptvorstand

12.30 Uhr Mittagessen
anschließend Ende der Veranstaltung

gez. Klaus Weber, 1. Vorsitzender
gez. Corinna Hektor, 2. Vorsitzende

Alle Mitglieder sind herzlich eingeladen. Aus organisatorischen Gründen ist aber eine Anmeldung erforderlich!

Die Segnerei

Ein Streitgespräch

In Österreich ist alles anders: die Politik, die Menschen und ihre Titel und natürlich auch die evangelische Kirche. Sie hat eine eigene Geschichte mit der übergroßen römischen Schwester, die sich in die ökumenischen Beziehungen hinein auch heute noch auswirkt. Dennoch meinen wir, dass die hier dokumentierte Auseinandersetzung um den Segen und das Segnen auch für uns anregend sein könnte, hat sich hier doch in den letzten Jahrzehnten manches getan. Waren die Lutherischen früher traditionell sparsam mit dem Segnen, haben sich in den vergangenen Jahren Segenshandlungen vervielfacht und die irische Segenskompositionsmaschine läuft schon heiß. Auch die öffentliche Segenshandlung hat zugenommen – aus theologischen Gründen? Oder weil es eine Form ist, evangelische Kirche öffentlich zu machen? Segnet man ab, was man segnet? Wir meinen: Die Diskussion lohnt sich, auch bei uns. Es ist eben doch nicht alles anders in Österreich....

Redaktion

Contra:

Nicht für kommerzielle und politische Propaganda einspannen lassen!

Ein Plädoyer gegen die Segnerei

Oberösterreich ist wahrlich ein gesegnetes Bundesland! Dass bei uns, wie in Niederösterreich unlängst geschehen, eine Autobahnbaustelle ungesegnet bleibt, ist ausgeschlossen. Man braucht nur in die Zeitungen zu schauen, um zu erfahren, was bei uns alles gesegnet wird.

Vor ein paar Wochen berichtete Kurt Palm in seiner satirischen Kolumne im »Standard« von der Gala zum 50. Geburtstag der »O.Ö. Ferngas AG«: »Im Zuge dieser Feierlichkeiten im Stift St. Florian wurde auch – und das ist kein Witz – das oberösterreichische Ferngas gesegnet, vom Probst des Chorherrenstiftes höchstpersönlich.« Genau einen Monat später schon wieder eine wichtige Segnung, die »OÖ Nachrichten« meldeten: »Es hat schon Tradition, dass man im Stift Kremsmünster zur Segnung der Jungweine mit einem Promitross in die Tiefen des Kellers hinabsteigt. Nach der feierlichen Zeremonie

wird ebenso traditionell im Stifts-Restaurant kräftig zugelangt.« Wiederum zwei Tage später in derselben Zeitung: Unsere Skiassie seien in Rom gewesen, und der Heilige Vater habe ihnen den »Segen zum Siegen« erteilt.

Was mich sehr beunruhigt: Wo bleibt denn da die Ökumene? Ich will mein Haus mit einem Gas heizen, das auch evangelisch gesegnet ist! Um gesegneten Wein zu trinken, werde ich auf Produkte aus dem Burgenland umsteigen, dort soll es auch evangelische Pfarrer geben, die bei Weinsegnungen mitmachen. Mit einem Segen des Papstes können wir nur schwer mithalten, aber vielleicht könnten unsere Pfarrer dem Schiverband anbieten, dass vor einem Rennen die Piste nicht nur präpariert, sondern auch gesegnet wird. Als Text schlage ich vor: »Wer will hinab in die Tiefe fahren?« (Röm 10,7)

Aber ich will ja nicht unbescheiden sein. Als unlängst in Linz die Hypo-Bank ihr neues Kunden-Center eröffnete, war unter der Überschrift »Hypo doppelt gesegnet« zu lesen, dass sowohl ein katholischer als auch ein evangelischer Würdenträger »dem neuen »Geld-Tempel« ihren Segen gaben.« Als der schöne neue Linzer Bahnhof in Betrieb genommen wurde, wurde er natürlich auch ökumenisch gesegnet. Aber da waren nur die ÖBB-Gleise dabei. Als dann später auch ein Lokalbahn-Gleis hineinverlegt wurde, musste dieses extra gesegnet werden – Gott sei Dank auch ökumenisch. Und vor kurzem eine neue Nahverkehrslokomotive: Zuerst wurde sie getauft (nicht von den Pfarrern, sondern vielleicht vom Fahrdienstleiter), aber dann durfte die »hohe Geistlichkeit« beider Kirchen segnen.

Jetzt aber im Ernst: Als der Kollege, der bei der Bank-Segnung mitwirkte, den Pressebericht las, hat er sich geärgert: Er habe doch ausdrücklich gesagt, dass er nicht den »Geld-Tempel« segne, sondern die Menschen... Aber was nützt das? Wer wie ich seit Jahren die Presseberichte von Segnungen aufmerksam liest und sammelt, wird den spöttischen Unterton vieler dieser Berichte bemerken – durchaus nicht nur bei Satirikern wie Kurt Palm. Haben wir es nötig, uns für kommerzielle und politische Propaganda einspannen zu lassen? Als das wird es vom Publikum durchschaut, da

können die Ansprachen noch so gut durchdacht und theologisch korrekt sein!

Es gibt auch sehr ernsthafte Anfragen von »weltlicher« Seite. In Linz wurde das neue Gebäude der Volkshochschule, der so genannte »Wissensturm«, am 17.9. eingeweiht. Der stellvertretende Intendant für das Kulturhauptstadtjahr 2009 schrieb in einem Kommentar: »Die beiden Repräsentanten der christlichen Religion haben das Gebäude gesegnet und zusammen mit der Politik seiner Bestimmung übergeben. Fehlte da nicht doch auch jemand, der für die zehn Prozent der muslimischen Linzer steht?« Die Evangelischen machen mit, wenn eine andere Minderheit übersehen wird, die doppelt so groß ist wie sie selber. Im »Sozialwort des Ökumenischen Rates der Kirchen in Österreich« steht der schöne Satz: »Orte der Bildung können Orte der Integration von Fremden sein ... Bildung schafft Bindung und stärkt so den sozialen Zusammenhalt.« Ein Lippenbekenntnis? Vor einem Jahr hat in Dornbirn ein Stadtrat der Grünen vorgeschlagen, kommunale Gebäude sollten von katholischen, evangelischen, moslemischen und jüdischen Würdenträgern gemeinsam geweiht werden. Völlig richtig! Aber für noch klüger hielte ich es, die »Segnerei« überhaupt bleiben zu lassen.

Kurz und gut: Ich halte es für hoch an der Zeit, dass der theologische oder der liturgische Ausschuss der Synode sich strenge und enge Kriterien überlegt, wann und wo evangelische Pfarrer für »Segnungen« zur Verfügung stehen. Das sollte dann den Politikern, Geschäftsleuten und auch der Römisch-katholischen Kirche mitgeteilt werden. Wir sollten uns nicht schämen, auch und gerade in dieser Sache ein evangelisches Profil zu zeigen. Das Bestreben, sich bei jeder sich bietenden Gelegenheit neben den römisch-katholischen Vertretern als »hohe Geistlichkeit« zu präsentieren, ist unwürdig. Der Auftritt der katholischen Herren wird von der Bevölkerung meist als nettes folkloristisches Theater mit einem Augenzwinkern hingenommen, und ich kenne einige katholische Theologen, denen das Bauchweh verursacht. Wir Evangelischen haben da jedenfalls nichts verloren, wir haben Wichtigeres zu tun.

Klaus Schacht

Hofrat Prof. Mag. Klaus Schacht ist Fachinspektor für den Religionsunterricht an Pflichtschulen in der lutherischen Diözese Oberösterreich, Linz

Pro:

Mitten in der Welt von Gott reden

Plädoyer eines Superintendenten für die Würdigung der Sehnsucht nach Segen

Nachdem Klaus Schacht in der letzten Ausgabe der SAAT ein Plädoyer gegen die »Segnerei« verfasst hat, möchte ich ein ebensolches dagegen halten. Ich tue das aus der Perspektive dessen, der einige der »Segnereien«, auf die er anspielt, zu verantworten hat.

Zum Ersten:

Klaus Schacht hat den ironischen Blickwinkel gewählt, um die »Segnerei« zu charakterisieren. Dieser Blickwinkel mag unterhaltsam und manchmal auch heilsam sein, der maßgebende aber kann er nicht sein.

Ich gehe grundsätzlich davon aus, dass jemand, der um den Segen bittet, eine positive Motivation hat, auch wenn diese eingefärbt, von eigenen Interessen überlagert u.A. sein mag. Müsste ich nämlich überall, wo die Bitte um Segen ausgesprochen wird, von einer prinzipiell unlauteren Motivation ausgehen, so müsste ich den Segen, ebenso grundsätzlich verweigern.

Dass Menschen um den Segen bitten, entspricht einem Bedürfnis, Gott mit im Spiel zu wissen, ja, ihn mit ins Spiel zu bitten. Wenn mir diese Bitte begegnet, dann achte ich diese Bitte und gehe nicht prinzipiell von der Absicht kommerzieller oder politischer Propaganda aus. Und selbst wenn die Bitte einmal missbraucht worden sein sollte – seit wann gilt bei uns der Grundsatz, dass der Missbrauch den rechten Gebrauch aufhebt (abusus non tollit usum!)?

Durch Verweigerung glänzen?

Zum Zweiten

stelle ich die Grundsatzfrage: Will Kirche dort präsent sein, wo sich Lebensvollzüge von Menschen auch abspielen, nämlich im wirtschaftlichen, kulturellen oder politischen Bereich, oder will sie es nicht? Haben wir wirklich Wichtigeres zu tun als dorthin zu gehen, wo Menschen arbeiten und gestalten? Wollen wir wirklich durch Abwesenheit, ja Verweigerung glänzen, wenn Feuerwehrautos in Dienst genommen, Geschäftsfilialen eröffnet werden? Ich weiß sehr wohl, dass ich darauf achten muss, was ich tue. Jeder, der segnend

handelt, ist sich der damit verbundenen Herausforderungen bewusst. Ich weiß dabei sehr wohl, dass die Zeitungsmeldungen nicht das wiedergegeben werden, was ich gesagt habe, aber können es im Ernst solche Faktoren sein, von denen ich es abhängig mache, ob ich der Bitte um den Segen entspreche? Ist es die mediale Rezeption, die den Maßstab für unser Handeln abgibt? Weiters: Brauchen wirklich nur die Menschen im sozialen und diakonischen Bereich den Segen, und müssen wir uns von der wirtschaftlichen und politischen Seite absentieren? Natürlich weiß ich, dass es Grenzen gibt, natürlich weiß ich, dass manche Grenzen schwer zu ziehen sind, aber ist die grundsätzliche Entscheidung, mit all dem nichts zu tun haben zu wollen, wirklich richtig und christlich? Ist unsere Motivation in dieser Welt die, reine Hände zu bewahren? Schließt unsere Entscheidung, Volkskirche zu sein, nicht gerade auch diese Dimension ein? Nämlich den Mut, uns aus dem Glauben heraus in die Zweideutigkeit der Welt zu begeben?

Der das Leben liebende Gott

Und schließlich: Beurteilt werden möchte ich nach meinen Worten und Taten vor Ort und nicht nach Zeitungsberichten. Ich spreche zu den Menschen, die anwesend sind, wenn ein Fest stattfindet. Und immer wieder ist jener Ort im Fest, den man für die Kirche auspart, auch jener Ort, an dem anderes zur Sprache kommen kann. Nachdenkliches manchmal, und auch Kritisches, Worte von der Gnade ebenso wie von dem das Leben liebenden Gott. Immer und in allem kommt das Zentrum zur Sprache, zentrieren wir das Leben auf seinen Ursprung hin. Ich traue dem Wort, das wir von Gott her zu den Menschen sprechen, viel zu.

Sehr bewusst mache ich mich rar auf der wirtschaftlich-gesellschaftspolitischen Ebene, bin nicht überall dabei. Aber dort, wo man ein Wort von der Kirche her wünscht, da gehe ich beinahe grundsätzlich hin. Denn die Würde der Menschen besteht auch darin, dass wir sie würdigen in ihrer Bitte um den Segen.

Es ist leicht, sich ironisch zurückzuziehen und das Feld zu räumen. Weniger leicht ist es, sich hinzustellen und eine Sprache zu finden, mit der sich für die Menschen, die dem Glauben oft fernstehen, eine Tür zum Geheimnis des Lebens öffnet oder die doch eine ferne Erinnerung daran wachruft.

Wir haben dort nichts verloren? Wir sind dort, weil die Menschse vielfach etwas verloren haben, von dem sie manchmal nicht einen ahnen, dass sie es verloren haben. Wir haben Wichtigeres zu tun? Wichtigeres als der Bitte der Menschen um das gute Wort von Gott her zu entsprechen? Wirklich?

Dr. Gerold Lehner, Superintendent der Diözese Linz

aus: saat, Evangelische Kirchenzeitung für Österreich, Nr. 1/08, S. 7 und Nr. 2/08 S.11, mit freundlicher Genehmigung der Redaktion

Für das Schwabacher Stadtmuseum dokumentiere ich kirchliche

Bilder

des Schwabacher Künstlers
Johannes Geyer.

In der bayerischen Ausgabe des Kleinen Katechismus sind von 1931 bis 1961 Bilder, von ihm gestaltet, abgedruckt worden.

Ich suche eine Ausgabe, auf deren Titelblatt die Zeile »Bildschmuck von Johannes Geyer« erscheint.

In den Ausgaben nach dem 2. Weltkrieg fehlt diese Bemerkung. Wer könnte eine Ausgabe mit dieser Bemerkung der Dokumentation überlassen?

Zusendungen bitte an mich. Das Museum verfügt bisher nur über eine Kopie des Titelblattes und der Bilder.

Gottfried Renner, Pfr. i.R.

Pirckheimerstr. 2

91 154 Roth

Tel.: 0 91 71 - 89 00 39

Gemeinschaft der Ordinierten

Warum sie sein muss und wieviel man davon braucht

Lassen Sie mich mit einer Kindheitserinnerung beginnen.

Fünfundzwanzig Jahre – mein Vater war damals Pfarrer in einem kleinen Dorf am Rand der Ulmer Alb. Einmal im Monat fuhr man nach Ulm zum »Pfarrkranz«, Montag nachmittags. Manchmal durfte jemand mit von den Kindern. Gemeinsamer Anfang mit Schreck erregend lautem Gesang. Dann tagten die Männer für sich im hinterher völlig verrauchten Dekanatsaal, »miteinander studieren« war die Auskunft; Frauen und Kinder saßen separat irgendwo nebenan, die Pfarrfrauen plauschend und strickend. Es war furchtbar. Man musste als Kind still dabei sitzen, sich die Probleme von Palmbachs Familie anhören und durfte nicht in der Nase bohren. Es hieß, die Socken und Schals, die gestrickt wurden, seien für die armen Neger bestimmt. Das brachte mich früh schon unter kognitiven Stress, denn ich glaubte zu wissen, in Afrika sei es heiß – wozu dann Socken und Schals? Befriedigend erklären konnte das niemand: Von daher schreibt sich übrigens auch meine unüberwindliche Abneigung gegen das, was ich »Pfarrfrauen-Schwäbisch« nenne ...

Ernsthaft: Ganz selbstverständlich regelmäßige Kontakte der Pfarrrschaft im Bezirk. Man kannte sich gut, hatte offensichtlich das Bedürfnis, sich zu treffen, verstand sich als Großfamilie, in die Neue feierlich aufgenommen wurden. Selbstverständliche Gemeinschaft der Ordinierten, Familie eingeschlossen. Für alle Beteiligten zugleich Gefühl, etwas Besonderes zu sein, ein Stand eigener Art.

Die soziale Basis für dieses Gefühl: »Pfarrherrlichkeit«.

Jeder Pfarrer ein kleiner Papst in seinem Dorf oder Städtchen, als solcher anerkannt in der Bevölkerung. Alles fest in einer Hand, Unterricht, Jugendkreise, Bibelstunden. Natürlich Sonntag für Sonntag auf der Kanzel. Jeder hatte und versah sein Amt, kein anderer sah hinein –, Ausnahme: der Dekan bei der Visitation. Kein kollegialer Vergleich, deshalb auch keine Konkurrenz. Vielleicht von daher ein gewisses Bedürfnis nach

Gemeinschaft, nach zeitweiliger Nähe, weil das Normalverhältnis das der Distanz war. Vielleicht daher leichtgängige Kollegialität, weil sie so selten beansprucht wurde.

Das hat sich verändert.

Man begegnet einander heute – wenn auch nicht allen im Bezirk – unverhältnismäßig viel häufiger. Kanzeltausch, Kasualabsprachen, Bezirksamtsaktivitäten, Dienstbesprechungen auf den verschiedenen Ebenen, Vertretungen, Projekte –, man sieht sich, telefoniert zumindest oder schickt eine E-Mail. Man hat viel miteinander – wenn auch nicht mit allen – zu tun. Kollegialität und also relative Nähe wird häufig beansprucht. Vermutlich wächst dadurch eher das Bedürfnis nach Distanz.

Solches Distanzbedürfnis wird gesteigert durch zwei weitere Faktoren. Einmal: Die Berufsansforderungen sind rasant gestiegen – quantitativ wie qualitativ. Gemeindebrief, Wochenblatt, Kindergärten, Diakoniestation, Gremienarbeit, Verwaltung – das sind Arbeitskontingente, die es vorzeiten entweder nicht gab, oder die mit wenigen Handgriffen zu regeln waren. Auch qualitativ sind die Ansprüche anders geworden. Pfarrerin und Pfarrer sind nicht einfach mehr die gescheitesten Leute im Umkreis, denen man kopfnickend zuhört, egal, was sie sagen. Der Allgemein-Pegel von Bildung und Information ist gestiegen. Vorbereitungszeiten im Pfarramt werden dadurch länger. Das gilt für Predigt, Unterricht, Zielgruppenarbeit. Zeitintensiver – das gilt auch für Gespräche, seelsorgerlich oder eher organisatorisch. Mündige Partner brauchen mehr Zeit.

Weiterer Faktor: Die Familie, so es sie gibt, verlangt ganz anderes Engagement. Berufstätige Ehepartner, Kinder, die man nicht einfach mehr neben strikende Mütter setzen kann ...

Summa: Man muss seinen Wochenplan inzwischen verteidigen, will man durchkommen. Zusätzliche Termine werden oft als bedrohlich empfunden. Auch von daher eher das Bedürfnis nach Distanz zu Kolleginnen und Kollegen.

Die Stichworte dafür noch einmal:

1. gesteigerte kollegiale Kommunikation
2. gestiegene Berufsansforderungen
3. erhöhte familiäre Anforderungen.

Vielleicht ist das die Erklärung dafür, dass die Diözesanvereine vielerorts gestorben sind oder dahingevegetieren, dass sich KTAs schwer tun, wenn sie häufiger tagen als dreimal im Jahr, dass jedenfalls das Bedürfnis nach Gemeinschaft in der Berufsgruppe sich in Grenzen hält. Wenn, dann wird das Restbedürfnis durch Sympathiekonstellationen abgedeckt: Mit der oder mit dem kann ich; sich treffen und je und dann freundschaftlich, aber auch zu Praxisbegleitung, zu Balint-Gruppen, – in der Regel sympathiegesteuert. Mehr oder minder gilt das wohl auch für die einzige Gruppierung in der Pfarrrschaft, die »Gemeinschaft der Ordinierten« programmatisch hochhält, nämlich die »Pfarrergebetsbruderschaft«. Auch hier scheinen mir persönliche, aber auch frömmigkeitstypische und teilweise auch kirchenpolitische Affinitäten wichtig zu sein. Es gilt, nach den Nachrichten, die ich habe, auch für Distriktsarbeit, wo es sie gibt. Unter Sympathie-Vorzeichen versteht man sich als Gemeinschaft, ansonsten bleibt es mehr oder minder bei organisatorischen Absprachen.

Soviel zu den gegenwärtigen Konditionen. Sie sind von so zwingender Art, dass jeder Appell »zurück zu den Vätern« bloß zynisch wirkt.

Trotzdem bin ich der Meinung, dass »Gemeinschaft der Ordinierten« sinnvoll, hilfreich und nötig ist, und ich habe einige Gründe dafür:

- Der erste Grund ist verhältnismäßig trivial und pragmatischer Art. Er ist benannt im Prozess des notwendigen Wandels, dessen harter Kern der Pfarrplan ist. »Kooperation« heißt das Stichwort. Ich beschränke mich auf die Kooperation von Pfarrerinnen und Pfarrern untereinander. Sie ist bereits jetzt nötig. Sie wird im Zusammenhang von reduzierten Dienstaufträgen, im Zug von Stellenabbau und Verminderung der Pastorendichte noch wichtiger werden, weil dadurch Schwerpunktbildung schier unausweichlich wird.

Wer aber seine Konfirmanden künftig zur Kollegin in den Nachbarort schicken soll, muss es mit dieser Kollegin oder dem Kollegen einigermaßen »können«, ihren anderen Stil, ihre andere Frömmigkeit oder kirchenpolitische Richtung zumindest ertragen. Die Parochiegrenzen werden zwangsläufig durchlässiger, die Verflechtung der pfarramtlichen Nachbarschaft wird enger werden. Das Gefühl »Die grast auf meiner Wiese« oder gar »Saul hat tausend geschlagen, David aber zehntausend« will erst einmal verkräftet sein. Nicht nur, dass der »package deal«, also das Verhältnis von Leistung und Gegenleistung einigermaßen stimmen muss –, vor allem ist dafür eine Disposition des Bewusstseins nötig, nämlich: Wir sind an derselben Sache. Unsere Gaben sind sehr verschieden, nicht aber der Grad unseres pastoralen Adels. Disposition dafür braucht einen Sitz im Leben aus psychischen Gründen. »Gemeinschaft der Ordinierten« ist einer.

- Der zweite Grund ist ein ekklesiologischer. – Dass ich gleich sage, worauf er zielt: Die zum Pfarramt Ordinierten sind und bleiben eine besondere Gruppierung in der Kirche, nicht nur in der katholischen. Denn ihnen ist – so die These – das Amt der Einheit anvertraut. Die CA mit ihren sehr formalen Artikeln V und XIV gibt inhaltlich für das Pfarramt zu wenig her (H. M. Müller und Michael Herbst haben darüber vor 2 1/2 Jahren eine heiße Debatte in den »Theologischen Beiträgen« geführt). Ich meine, man müsse auf das NT und da auf Paulus zurückgehen in seinen großen Charismenkapiteln 1. Kor 12-14. Natürlich ist da vom Pfarramt nicht die Rede, umso mehr aber davon, dass alle Charismata der oikodomee dienen müssen, dem Aufbau der christlichen Gemeinde. Die entsprechenden Mahnungen zu Verständigung, zu Rücksicht und Ordnung übernimmt der Apostel selbst –, ohne zu regeln, wer das einmal tun soll, wenn er nicht mehr da ist. Die alte Kirche hat den monarchischen Episkopat dafür erfunden und die apostolische Sukzession dazu. Daran ist nicht alles falsch! Das monarchische Prinzip ist falsch und die Fixierung auf das so genannte Petrusamt mitsamt der real verstan-

denen Sukzession. Nicht falsch ist die Erkenntnis, dass die Funktion ausgefüllt werden muss, dass jemand da sein muss, der in der wundervoll chaotischen Fülle der Charismata mit ihrer Zentrifugalkraft die Verantwortung dafür trägt, dass die Gaben zentripetal, nämlich zum Aufbau eingesetzt werden. Dem entspricht als Indiz aus der Reformationszeit, dass das erste Ordinationsformular von 1535 in Wittenberg eben nicht der katholischen Priesterweihe folgt. Priesterinnen und Priester sind nach Luther schließlich alle Getauften. Nein, die Ordination hat bewusst und ausdrücklich als Vorlage die Bischofsweihe. Dorothea Wendebourg hat das subtil erforscht (ZEVKR 2000, 5ff.) und der Jenaer praktische Theologe Klaus Raschok hat daraus die m.E. zwingende Folgerung gezogen: »Der Pfarrer nimmt nach reformatorischem Verständnis das grundlegende, von Christus eingesetzte apostolische Amt der Kirche wahr, das göttlichen und nicht menschlichen Rechts ist...« (Theologische Beiträge 2002,145). Er oder sie sind Teil der Gemeinde Jesu Christi insofern, als ihnen Evangelium und Sakramente anvertraut sind, denn die sind der ganzen Gemeinde anvertraut. Sie sind aber darüber hinaus mit der Verantwortung gesegnet und belastet, für die Einheit im Geist des gegenseitigen Aufbaus zu sorgen –, denn so muss man »Bischofsamt« inhaltlich verstehen. Und in dieser Funktion treten sie der Gemeinde gegenüber. Teil der Gemeinde und Gegenüber der Gemeinde – darin besteht das Proprium unseres Berufs, seine Würde, aber auch seine Schwierigkeit. Hier liegt einer der Gründe, weshalb man in diesem Beruf bei aller Betriebsamkeit einsam werden kann. Ich glaube, dass man die Gemeinschaft derer braucht, die in derselben Art der Verantwortung stehen. Das ist nicht anders als bei Ärzten oder in der Notfallseelsorge.

- Der dritte Grund ist pastoraltheologischer Art. Das Amt der Einheit geht über die Ortsgemeinde hinaus. Es bezieht sich auf die Kirche Jesu Christi. »Das Amt, das mit der Ordination empfangen wird, ist – so sehr es sich primär im Dienst an einer Einzelgemeinde verwirklicht – doch nicht an eine bestimmte Ge-

meinde gebunden. Es bindet ein in die apostolische Kontinuität der Kirche« (Raschok 146). Ich übergehe die Zwischenschritte und nenne die Konsequenz: Niemand von uns ist Pfarrerin oder Pfarrer allein dieser konkreten Gemeinde; wir sind auch Pfarrerinnen und Pfarrer des größeren Ganzen: des Kirchenbezirks, dieser Landeskirche, der Kirche Jesu Christi. Darin verbirgt sich

Voraussichtlich erst ab 1. Juli 2008 wegen Generalsanierung zu beziehen:

2 Wohnungen

in 90482 Nürnberg-Mögeldorf
Schilfstraße 12

Wohnung EG (80 qm): 3 Zimmer, Küche, Bad mit WC, Keller und Bodenanteil

Monatliche Kosten:

Grundmiete (80 x 6,30 Euro):

Euro 504,00

Nebenkostenvorauszahlung (incl. Antennen- + Heizkosten-VZ):

Euro 105,00

Garage: Euro 30,00

Insgesamt: Euro 639,00

Kautions 2 x Grundmiete:

Euro 1008,00

Wohnung 1. OG, li, 49,5qm): 2 Zimmer, Küche, Bad mit WC, Keller und Bodenanteil

Monatliche Kosten:

Grundmiete (49,5 x 6,30):

Euro 311,85

Nebenkostenvorauszahlung (Incl. Antennen- + Heizkosten-VZ)

Euro 68,15

Insgesamt: Euro 380,00

Kautions: 2 X Grundmiete:

Euro 623,00

Beide Wohnungen werden nach den Energierichtlinien generalsaniert und sind, falls erwünscht, wie auch schon vom Vormieter ggf. zusammen anzumieten

Bewerbungen

an den Häuserverwalter

C.D. Schirmer, Dekan i.R.

Heimstraße 8,

8682 Bad Wörishofen,

Tel.: 0 82 47 - 22 67

Fax: 0 82 47 - 30 86 97

e-mail: cd.schirmer@freenet.de

eine Spitze gegen manchen Gemeindeegoismus, dem zu huldigen zwar »Punkte« bringt am Ort, aber nicht unbedingt im Reich Gottes, »Wir hier in Machtholsheim ... also, die in Merklingen sollen schauen, wie sie zurechtkommen. Sie gehören jedenfalls hierher, Frau Pfarrerin!« Egoismus mündet immer in unheilige Konkurrenz. Die Gemeinschaft der Ordinierten will ein Widerlager dagegen bilden.

- Der vierte Grund ist ein spiritueller. Ordination ist der Beginn eines Weges, so wie die Taufe auch. Zitat: »Ordination entfaltet sich als Lebensarbeit im Pfarrberuf. Sie umfasst die kontinuierliche Erarbeitung einer stimmigen Einheit aus göttlicher Berufung, theologischer Qualifikation, Persönlichkeit und Situation – im lebendigen Kontakt mit Menschen« (Raschzok 150). Auch wenn hier von »Lebensarbeit« die Rede ist: Man kann das nicht machen. Aber man kann Räume schaffen, in denen sich solche Integration eher vollzieht als anderswo. Josuttis spricht in diesem Zusammenhang von Spiritualität, die »den Aspekt eines berufsbezogenen Trainings« hat (Die Einführung in das Leben, 80). Man braucht sie persönlich und man braucht sie gemeinschaftlich als eine evangelische Form dessen, was der katholische Spiritual mit seinen Kollegen einübt. Wenn wir gleich nach solchen Formen fragen, werden wir uns allerdings auf die gemeinschaftlichen beschränken und die persönlichen, wie es sich in evangelischer Freiheit gehört, dem Einzelnen zu ganz eigener Gestaltung freigeben. Zuvor muss freilich ein Gesichtspunkt genannt werden, der in diesen Zusammenhang gehört und der nicht verlorengehen darf. Weil Amt und Person mit der Ordination ineinander verwoben werden und sich im Lauf des Lebens immer mehr verflechten, muss man sagen: Pfarrerin oder Pfarrer ist man mit Haut und Haaren und man ist es immer. Man ist allerdings nicht dauernd als Pfarrerin oder Pfarrer tätig. In- 2. sofern verleiht der Beruf in der Tat einen »Charakter«, wenngleich keinen »character indelebilis«, denn unser-eins kann seine Ordination ausdrücklich widerrufen. Vier Gesichtspunkte also, die für Gemeinschaft der Ordinierten sprechen. Wieviel

braucht man davon? Um 3. in den vorausgegangenen Begründungen zu bleiben: Man braucht soviel, um (pragmatisch) zur Kooperation befähigt zu werden, soviel (ekkesiologisch), um Teil, aber auch Gegenüber der Gemeinde zu werden, soviel, um (pastoraltheologisch) Pfarrerin oder Pfarrer für das größere Ganze zu sein, schließlich (spirituell) so viel, dass sich die Integration von Beruf und Person vollziehen kann.

Welche Form soll solche Gemeinschaft der Ordinierten haben?

1. Wie immer, soll man bei seinen Nächsten anfangen, ganz wörtlich bei den Nachbarn. Wenn da erst einmal angefangen ist, entstehen die weiteren Kreise von allein. Ich rede von dem Nachbarschaftskreis der Kollegenschaft, der sich in der Stadt verhältnismäßig leicht nahe legt, auf dem Land z.T. durch Distrikte schon gegeben ist oder erst noch geschaffen werden muss. Und nun gerade nicht Sympathiekonstellationen. Es wäre an der Stelle an die harschen Sätze Bonhoeffers aus »Gemeinsames Leben« zu erinnern, mit denen er so genannte »psychische« Gemeinschaft in der Kirche bedenkt. Pneumatische oder geistliche Gemeinschaft nimmt den noch so unsympathischen anderen wirklich in Christus als »anderen« an in all seiner Sperrigkeit. Also wird er oder sie fraglos einbezogen – allein, weil sie meine Nachbarkollegen oder -kolleginnen sind.
2. Gemeinschaft braucht ihre festen Formen. Sie muss ritualisiert sein. Also fixierte Zeit, der Ort darf wechseln reihum. Ich spreche für drei Stunden einmal im Monat. Ich spreche auch für inhaltliche Ritualisierung etwa der Hälfte der Zeit.
3. Der Raum für christliche Gemeinschaft, in der die Andersartigkeit des Andern lebbar wird, ist das spirituelle Dreieck von Anbetung, Schriftauslegung und Erfahrungsaustausch. Es entspricht dem Dreischritt, in dem Luther theologische Existenz entstehen sah: oratio – meditatio – tentatio (Vorrede zum 1. Band der Wittenberger Ausgabe der deutschen Schriften von 1539).

In diesem Dreieck bewegt sich übrigens das Pastorkolleg und macht darin wundersame Erfahrungen, was den Umgang mit der Andersartigkeit des Andern angeht.

4. Anbetung nach einer einfachen, feststehenden Liturgie, die keinen Raum lässt für persönliche Klimzüge. Dabei fällt alle Konkurrenz ab. Nicht am runden Tisch, sondern nebenan in der Kirche. Die zehn, zwölf Minuten hält man aus auch im Winter.
 5. Schriftauslegung: Die württembergischen Sozietätler haben auch in den heißesten Phasen des Kirchenkampfes zuerst miteinander den Predigttext des kommenden Sonntags meditiert und auf den Segen gesetzt, der daraus folgt. Das darf man auch in Friedenszeiten. Eine Stunde ist gut. Über der Bibel öffnet sich die Person wie bei keiner Gelegenheit sonst. Darauf darf man setzen. Die Schrift provoziert ganz ungesucht tiefen Erfahrungsaustausch.
 6. Damit ist die halbe Zeit »vertan«, würden manche sagen. Ich behaupte, an Gott verlorene Zeit ist gewonnene Zeit. Man geht anders an Geschäftliches, Organisatorisches, wenn man aus dem Raum kommt, den ich das spirituelle Dreieck nenne. Ich möchte sogar behaupten, das geht daraufhin eine Runde kollegialer Beratung. Die dauert nach einem bewährten Schema, entwickelt von Gert Murr, fünfzig Minuten und vermittelt über einem Fallbeispiel *mutuum colloquium et consolationem fratrum et sororum*.
 7. Sie haben natürlich recht, wenn Sie vermuten, auch KTAs und womöglich Dekansdienstbesprechungen könnten nach ähnlichem Muster ablaufen, wenn etwas dabei herauskommen soll. An Gott verlorene Zeit gibt er doppelt wieder. Und ganz richtig ist zu vermuten, dass sich aus solchen Anfängen dann auch gesellige und Familien-Treffen ergeben können – aber nicht umgekehrt.
- Keine Frage: Die meiste Zeit in unserem Beruf gehören wir in die verschiedenen Dienstgemeinschaften unserer Gemeinde und unserer Kirche. Aber manchmal gehören wir als Kolleginnen und Kollegen zueinander, um einander zu verge-

wissern, dass der Horizont größer ist, als der Kirchturm anzeigt.

*Helmut Maier-Frey,
Denkendorf*

Der Verfasser ist Leiter des Pastoralkollegs der Württembergischen Landeskirche in Kloster Denkendorf

aus: Pfarrverein aktuell, Mitteilungen aus dem Pfarrverein Württemberg e.V., Sonderheft

»Diözesanverein« ist eine Zusammenkunft aller PfarrerInnen auf Bezirksebene

»KTA« heißt Kirchlich-theologische Arbeitsgemeinschaft, ein Treffen, das alle zwei Monate in den Pfarrkapiteln der Dekanatsbezirke stattfindet (oder stattfinden soll).

Aussprache

Es gibt ein Buch

zu: *Luther und die Türken in Nr. 2./08*
Bei Zustimmung zu vielen Punkten von Hanns Leiner ist eine Ergänzung im Blick auf neuere Literatur nötig: Im Jahr 2008 wird eine umfassende Arbeit zum Thema erscheinen: Ehmann, Johannes: Luther, Türken und Islam: eine Untersuchung zum Türken- und Islambild Martin Luthers in seiner theologischen Entwicklung 1515 - 1546, dargestellt anhand der »Verlegung des Alcoran (1542)« und weiterer Schriften. Erscheint Gütersloh 2008 in der Reihe »Quellen und Forschungen zur Reformationsgeschichte« (zugl. Habil.-Schr. Heidelberg, 2005).- IX, 533 S. Diese Arbeit wurde im Jahr 2006 mit dem Luther-Preis ausgezeichnet, verliehen durch die Luther-Gesellschaft e.V. Der Vortrag, den Herr Ehmann damals zur Vorstellung seiner Arbeit hielt, ist publiziert: Johannes Ehmann: Türken und

Islam - Luthers Theologische Untersuchung. LUTHER 78 (2007) H. 2, S. 89-94

*Dr. Reinhard Brandt,
Dekan in Weißenburg*

Finale Lösung

zu: *Wir sind Ministerpräsident in Nr. 1/08*

Im Rahmen seines Artikels »Wir sind Ministerpräsident« im KORRESPONDENZBLATT gebraucht Achim Schmid unter anderem eine Formulierung, die in letzter Zeit immer wieder einmal zu hören ist, die mich aber jedes mal aufs neue ärgert: »Die letztlich doch deutliche Bevorzugung des Pfarrerstandes gegenüber anderen kirchlichen Berufsgruppen bei den Abbau-Prozessen...« [Gemeint ist der Personal-Abbau.]

Ein Formulierung wie diese zeugt meines Erachtens entweder von Dummheit oder Zynismus. Bekanntermaßen sind Pfarrer praktisch unkündbar. Eine Verringerung der Anzahl der aktiven Pfarrer kann somit nur (a) über den Eintritt in den Ruhestand geschehen oder (b) über ein Ausscheiden in Folge vorzeitigen Todes oder Kirchenaustritts. Die Zahlen für den Fall (a) lassen sich aber problemlos ermitteln und sollten auch der Kircheneitung und den Planungsgruppen von Anfang an bekannt gewesen sein. Wenn also die eingeplante Verringerung des Pfarrerstandes größer war, als es über Fall (a) realistischerweise zu erreichen war, dann hatte man wohl mit einer weiteren Verringerung durch den Fall (b) gerechnet. Von nennenswert hohen Zahlen an tödlichen Arbeitsunfällen beim Besteigen der Kanzel war eigentlich auch nicht zu ausgehen. Ja, hätten wir uns denn alle aus Scham über unsere Bevorzugung vor den Zug werfen sollen???

*Markus Herrgen,
Pfarrer in Ingolstadt*

Sie sollen nicht vergessen werden

zu: *Heimatlos.. in Nr. 2/08*

Lieber Herr Ost,
danke für den Artikel von Traugott Farnbacher »Heimatlos auf eigenem Grund«!

Die schrecklichen Dinge, die sich in West Papua Neuguinea abspielen, sind meist völlig außerhalb unseres Gesichtsfeldes. Allerdings ist es auch deprimierend, davon zu wissen und absolut ohnmächtig zu sein. Trotzdem ha-

Eignungsprüfungen an der Hochschule

Die nächsten Eignungsprüfungen zum Studienbeginn im Wintersemester 2008/09 für die C/B-Ausbildung und die Aufbaustudiengänge an der Hochschule für evangelische Kirchenmusik der Evang.-Luth. Kirche in Bayern, Bayreuth, finden am **Samstag, 5. Juli 2008**

statt (Anmeldeschluss: 1. Juni 2008). Schulabgänger/innen mit Abitur, oder bei besonderer musikalischer Begabung mit Realschulabschluss, und der entsprechenden Vorbildung können sich um einen Studienplatz im B-Diplom-Kirchenmusik-Studiengang bewerben. Für ein Aufbaustudium können sich Absolventen/innen mit einem abgeschlossenen einschlägigen Musikstudium bewerben.

Die Ausbildung zum/zur B-Kirchenmusiker/in an der Hochschule für evangelische Kirchenmusik dauert in der Regel vier Jahre und erfolgt im Vollzeitstudium. Die Hochschule für evangelische Kirchenmusik kann im Wohnheim ausreichend Plätze zur Verfügung stellen.

Die Ausbildung zum/zur C-Kirchenmusiker/in ist an der Hochschule für evangelische Kirchenmusik auf zwei Wegen möglich:

1. Als Gaststudium, Prüfung nach ein oder zwei Jahren.

2. Im Rahmen des B-Studienganges. Die Eignungsprüfung erstreckt sich auf die Fächer Orgel einschließlich Liturgisches Orgelspiel, Chorleitung, Klavier, Gesang, Tonsatz (Musiktheorie/Allgemeine Musiklehre) und Gehörbildung.

Studienbeginn ab sofort auch zum Sommersemester möglich.

Die Eignungsprüfungen für das Sommersemester 2009 finden **am 7. März 2009** statt.

Informationen und Aufnahmeanträge erhalten Sie von der

Hochschule für
evangelische Kirchenmusik,
Wilhelminenstr. 9
95 444 Bayreuth

Tel.: 09 21 - 7 59 34 17

Fax: 09 21 - 7 59 34 36,

e-mail mail@hfk-bayreuth.de
gez. KMD Prof. i. K. Karl Rathgeber
Rektor

ben es m.M. die einheimischen Menschen dort verdient, dass sie und das Unrecht, das ihnen geschieht, nicht völlig vergessen werden.

*Ursula Seiler,
Augsburg*

Hab' ich's nicht gewußt!

zu: *Liebe Leserin... in Nr. 1/08*

Lieber Herr Ost, ich bin kein Leserbriefschreiber, aber Ihr Beitrag hat mich doch ermutigt. Mit Interesse habe ich die Aussagen zum neuen Kindergartengesetz gelesen. Alles, was da erwähnt wird und auch in den Zeitungen zu lesen ist, habe ich während der Erprobungsphase erwähnt. Leider wurden meine Äußerungen weder von der ISKA noch vom Landesverband Kindertagesstätten akzeptiert. Mein Vorgesetzter hat mir während einer Veranstaltung sogar das Wort verboten: ich soll nicht immer so negativ reden.

Es ist schade, dass Dekanate zur Erprobung herausgesucht wurden, die Argumente, die als negativ erschienen, nicht weiter beachtet haben. Es hätten dadurch manche jetzt aufgetretenen Probleme vermieden werden können.

Mit freundlichen Grüßen

*Jürgen Ulscht,
Diakon i.R., Roßtal*

Das ist Kirche!

Anlässe, mich als evangelischem Pfarrer aktuell mit dem Wort und Inhalt von »Kirche« zu befassen, geben unter anderem das Schreiben des Papstes, in dem eine Definition von »Kirche« nach römisch – katholischer Tradition zusammengefaßt wird oder eine Überschrift im Medienmagazin Pro : »Islam will Kirche sein« (Ausgabe 5 / 2007 S. 12 f.) oder die Selbstbezeichnung »Scientology Kirche«.

Was ist Kirche? Und wer gehört dazu? Das aus dem neutestamentlich – griechischen Sprachgebrauch eingedeutschte Wort »Kirche« hat mit dem noch heute in christlichen Gottesdiensten gebrauchten Gebetsruf: »Kyrie eleison! Herr, erbarme dich!« zu tun, der wiederholt wird mit den Worten: »Christe eleison! Christus, erbarme dich! Kyrie eleison! Herr, erbarm' dich über uns!«

Darin wird eindeutig Jesus Christus als Herr benannt für alle, die ihn anrufen. Jesus Christus hat sich mehrmals be-

kannt zu dem einen Gott des Alten Testaments unter anderem im »Vater unser« – Gebet, das er seine Jünger gelehrt hat.

Mit dem Gebetsruf: » Kyrie eleison« wird demnach Jesus und zugleich der biblisch bezeugte, dreieinige Gott angerufen, der sich in seinem Offenbarungswort als der barmherzige Gott kundgetan hat und durch seinen heiligen Geist aktuell kundtut.

Auf den Namen des dreieinigen Gottes sind wir getauft. Zu ihm bekennen wir uns auch im Hören des Evangeliums Jesu Christi und in der Teilhabe am Sakrament des Altares beim Abendmahl. Wir bezeugen den lebendigen Gott in unserem täglichen Leben und Tun.

Für eine Ordnung bei innergemeindlichen Tätigkeiten und Lebensäußerungen und im Gegenüber zu staatlichen und bürgerlichen Rechtsordnungen haben die verschiedenen christlichen Konfessionen eigene Gemeinde- und Kirchenordnungen verfasst, die sich von Zeit zu Zeit den geschichtlichen und kulturellen Veränderungen anpassen und sich gegenseitig beeinflussen. In den verschiedenen Ausformungen christlicher Konfessionen wird »Kirche« überall auf der Erde und in allen Ländern und Völkern bei jedem Menschen lebendig, der in der Not seiner persönlichen Existenz zu Jesus Christus ruft: »Herr, erbarme dich!«

Kirche ist somit nach meiner Überzeugung nicht abhängig von irgendwelchen Edikten, Rechtsformulierungen und daraus sich ergebenden irdischen, kirchlichen Ordnungen.

»Kirche« ist, wollte man den Begriff in die griechische Herkunftssprache des Neuen Testaments, in dem dieser Begriff nicht ausdrücklich so vorkommt, zurückübersetzen, die »Ekklesia kyriake«: die »herausgerufene Schar derer, die dem Herrn Jesus Christus zugehören« – und zugehören wollen, der verkünden läßt: »Wer den Namen des Herrn anrufen wird, der soll errettet werden.« (s. Joel 3 / 5; Apg 2 / 21 u. a.).

*Erwin Weichselmann,
Pfarrer i.R., Kitzingen*

Bücher

Greiner, D.; Noventa, E., Raschzok, K.; Schödl, A. (Hrsg.): Wenn die Seele zu atmen beginnt ... Geistliche Begleitung in evangelischer Perspektive, Leipzig 2007

Dass Geistliche Begleitung einen ganz wichtigen Zweig seelsorgerlich-spirituelle Praxis repräsentiert, mag man an der Tatsache sehen, dass die erste Auflage dieses Buches bereits vergriffen ist. Hier eröffnet sich zum ersten Mal eine evangelische Gesamtschau der Geistlichen Begleitung für den deutschsprachigen Raum, wenn auch mit bayerischem Schwerpunkt. Eine zweite Besonderheit sei dazu notiert: Dieses Buch verdankt sich einem fruchtbaren Zusammenwirken von Kirchenleitung, wissenschaftlicher Theologie sowie kirchlicher und kommunitärer Praxis. An der Liste der Autoren lässt sich diese breit angelegte Basis ablesen.

Für die Kirchenleitung steht das Personalreferat mit OKRin Dr. Dorothea Greiner und KR Erich Noventa. Sie nahmen nicht nur Notiz von einem neuen Trend, der sich am spirituellen Horizont abzeichnet, sondern selbst von dieser Seelsorgebewegung bewegt, machten sie die Sache der Geistlichen Begleitung zu der ihren. Frau Dr. Greiner beschreibt, was Geistliche Begleitung für das Studium der Theologie, für die Aus- und Fortbildung von Pfarrerinnen und Pfarrern, Religionspädagogen und Diakoninnen, aber auch für ganz normale Gemeindeglieder bewirken könnte. Sie steht mit ihrer positiven Einschätzung nicht allein. Pastoralkolleg, Erwachsenenbildungswerke und die Fortbildung in den ersten Amtsjahren greifen inzwischen auf dieses Konzept zurück bzw. bieten bereits eine eigene Ausbildung zur Geistlichen Begleitung an.

Dieses Buch reagiert auf eine weit verbreitete Armut, unter der viele Christen niemals etwa Beten gelernt haben und oft zu spirituellen Versatzstücken greifen, eine Armut unter der ein frommes Herz, spirituelle Sehnsucht und ein kri-

tischer Verstand nicht zueinander finden, weil man Bibeltexte und die Spuren Gottes in der eigenen Biographie nicht miteinander verbinden kann. Für die Wissenschaft steht der Name von Prof. Klaus Raschzok, Lehrstuhlinhaber für Praktische Theologie an der Augustana-Hochschule und der seines ehemaligen Assistenten Dr. Albrecht Schödl. Ersterer reflektiert theologisch das Phänomen Geistliche Begleitung und unternimmt es, die Geistliche Begleitung in die Geschichte der Seelsorgebewegung und der wissenschaftlichen Poimenik einzuordnen. Albrecht Schödl zeigt Beziehungen der Geistlichen Begleitung zur Pastoraltheologie Dietrich Bonhoeffers und Rudolf Bohrens auf. Er weist nach, wie Anliegen und Elemente dieser besonderen Art der Gesprächsführung einen älteren Ton evangelischer Aszetik aufnehmen und verstärken. Geradezu spannend ist es zu lesen, wie etwa die Geschichte der reformatorischen Wende persönliche Konturen bekommt. Nämlich auf dem Hintergrund der Beziehung Luthers zu seinem Ordensoberen und geistlichen Begleiter Johannes von Staupitz. Für die theologische Wissenschaft steht besonders der ausgewiesene katholische Fachmann für die Geistliche Begleitung Prof. Klemens Schaupp, der sich diesem Thema schon seit Jahrzehnten widmet. Er beschreibt grundlegend, was Geistliche Begleitung sein will und schlägt Brücken durch die Geschichte der Aszetik bis zu den eremitischen Wüstenvätern der Alten Kirche. Eine ganze Reihe von persönlichen Erfahrungsberichten erschließen dem Leser, wie Geistliche Begleitung in der Praxis erlebt wird. Für diese kommunikativen und kirchlichen Praxis ist vor allem Sr. Anna-Maria aus der Wiesche von der Communität Christusbruderschaft Selbitz (CCB) zu nennen. Dort hatte die geistliche Begleitung, vermittelt vor allem durch ignatianische Exerzitienarbeit, schon in den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts Fuß gefasst. In der CCB wurde seither ein eigener Ausbildungskurs entwickelt, der in diesem Jahr bereits zum siebten Mal durchgeführt wird. Neben anderen Modellen stellt Sr. Anna-Maria das Selbitzer Kursmodell vor. Was ist Geistliche Begleitung und was leistet sie? Ich versuche nur wesentliche Züge zu benennen. Sr. Anna-Maria definiert Geistliche Begleitung als »eine spezielle Form der seelsorgerlichen Gesprächsführung«, bei der ein Suchender

einen geistlichen Begleiter um dessen Dienst bittet. In regelmäßigen Abständen treffen sie sich. Schweigen, verschiedene Formen des Gebetes, Übung im Umgang mit der Heiligen Schrift und Gespräch dienen dem Ziel, dass ein Christenmensch lernt, sein Leben unter dem persönlichen Anruf Gottes wahrzunehmen und dann seine eigene Berufung für sein Leben und die Kirche zu finden. Dazu muss der Begleiter selbst Begleitung erfahren haben, eine eigene Praxis leben, als Mitchrist im Gebet und im Lesen der hl. Schrift mit dem anderen so mitgehen, dass er sein Leben vor Gott selbst leben und deuten lernt. Während viele Seelsorgeformen bei Krisen, Problemen und Kasualien ansetzen (Bonhoeffer apostrophiert das als Ränder der Existenz) leitet Geistliche Begleitung zur Durchdringung der Mitte der Lebensvollzüge im Glauben an. Der Schwerpunkt der Geistlichen Begleitung liegt deutlich darin, dass sie eine kontemplative Grundhaltung fordert und fördert. Entsprechend ist es nicht ratsam, das Buch verbrauchend zu lesen, schon gar nicht die Kapitel, in denen der Leser in die biblische Betrachtung hineingenommen wird. Am Epheserbrief, im Typus des Propheten Elia und im Mitgehen des Auferstandenen für die beiden Emmausjünger erfährt der Leser selbst ein Stück Geistliche Begleitung. Ein Einlegebändchen hilft, den Band zuzuklappen und dem Gelesenen still nachzulauschen. Freilich, die Kunst aller Künste, wie die GB in der Alten Kirche genannt wurde, ist neutestamentlich gesprochen ein Charisma, eine Gabe des Heiligen Geistes zum Aufbau seiner Gemeinde. Das wird an diversen Stellen des Buches betont. Charismen sind als Wirken des Heiligen Geistes unserem direkten Zugriff entzogen. Begriffe wie Ausbildung, Profession, Standards, Personalführung, ... könnten zunächst den Eindruck erwecken, dass Geistliche Begleitung lernbar und machbar sei. Die Autoren und Akteure der GB bezeichnen aber ihre konzeptionelle Arbeit und ihr Tun als eine »Bereitung«, als ein Raum-Schaffen, Rahmenbedingungen setzen, damit der Heilige Geist wirken kann. Manchmal verbleiben Unschärfen: Wie muss man die Aussage verstehen, dass sich die heilende Gegenwart Gottes in der Präsenz des Begleiters zeigt (Raschzok, 195)? Oder hat nicht der Begleiter zurückzustehen, weil der eigentlich Handelnde Christus ist, der im Bruder / in der Schwester stärker redet als der

Christus in mir. (Schemmann mit Bonhoeffer, 269).

Das vorliegende Buch ist über weite Strecken ausgesprochen engagiert geschrieben. Es will nicht nur sachlich informieren – das tut es präzise auch, aber es wirbt um den Leser und nimmt ihn auf den Weg mit. Die vielen Adressen, Ausbildungsinstitutionen, Ausbildungswege und Arbeitsgemeinschaften im vierten Kapitel zeigen, dass Geistliche Begleitung inzwischen zu einer Seelsorgebewegung herangewachsen ist.

Dieses Buch ist geprägt von dem Wunsch geschrieben, dass die Geistliche Begleitung ein Beitrag zur geistlichen Erneuerung der Kirche überhaupt leisten möge. Julius Schniewind erinnerte 1947 daran, dass eine solche Erneuerung nicht von einem Allgemeinbegriff der *renovatio* noch von einem Allgemeinbegriff des Geistigen – heute würden wir sagen des Spirituellen – her erhofft werden darf, sondern nur von einer Rückkehr zur neutestamentlichen *anakainosis* und vom Glauben an den Heiligen Geist. Geistliche Erneuerung des Einzelnen und der Kirche, Umkehr, die Unterscheidungsgabe und das Wirken des Heiligen Geistes sind lange vergessene genuine Themen der Geistlichen Begleitung. Grundlegendes steht dazu in diesem schönen Band.

Externe C-Prüfung

Die nächste C-Prüfung für den nebenberuflichen kirchenmusikalischen Dienst für externe Bewerber/innen findet am Institut für evangelische Kirchenmusik Bayreuth vom 25.7. bis 30.07.2008 statt. Die Meldung zur Prüfung muss bis spätestens

15. Mai 2008

dem Institut für evangelische Kirchenmusik vorliegen.

Ein entsprechendes Merkblatt und die Anforderungsprofile für die C-Prüfung können beim

Institut für evangelische Kirchenmusik, Wilhelminenstr. 9
95 444 Bayreuth

Tel.: 09 21 – 7 59 34 17

Fax: 09 21 – 7 59 34 36

e-mail mail@hfk-bayreuth.de
angefordert werden.

Für weitere Auskünfte steht das Institut gerne zur Verfügung.

KMD Prof. i. K. Karl Rathgeber, Rektor der Hochschule

Ich wünsche ihm viele aufmerksame Leserinnen und Leser, die sich auf den Weg der geistlichen Begleitung machen.

Dr. Gerhard Knodt,
Pfarrer, Neuendettelsau

Ein beeindruckendes Dokument der lutherischen Reformation

Was wird hier dokumentiert? Die bewahrende Kraft des frühen Luthertums. Bei der vor sich hin kümmernden lutherischen Liturgiewissenschaft – wir haben ja leider keine selbständigen Lehrstühle dafür – blieb es einem findigen und tüchtigen römisch – katholischen Liturgiewissenschaftler vorbehalten, das berühmte, aber unter evangelischen

TheologInnen wenig bekannte »*Vesperale et Matutinale*« des Matthäus Ludecus zum Ende des Jahres 2007, ein Jahr also nach Ludecus' 400. Todestag (vgl. D. Stollberg, »...die interessanteste Gestalt...« Zum 400. Todestag von Matthäus Ludecus am 12. November 2006, in: DtPfrbl 2006, 579 – 581) als Reprint herauszugeben: Andreas Odenthal, Professor für Liturgiewissenschaft an der Universität Tübingen. Er urteilt: »Im Vesperale liegt ein beeindruckendes Dokument der lutherischen Reformation für die »bewahrende Kraft des Luthertums« im 16. Jahrhundert vor.« In einer fast vierzigseitigen Einführung gibt Odenthal einen komprimierten und höchst informativen Überblick über die

Liturgiereformen des Havelberger Domstifts bis zu seiner Auflösung 1819 im Kontext einiger anderer und wichtiger reformatorischer Liturgiereformen (u. a. Halberstadts, Magdeburgs und des Klosters Berge), bringt interessante Textbeispiele (z. B. die christologische Umwandlung marianischer Antiphonen) und lässt uns exemplarisch teilhaben an der liturgischen Entwicklung des evangelischen Gottesdienstes von der sich eng an vorreformatorische Traditionen anschließenden agendarischen Neuordnung der Reformationszeit bis zum heute noch verbreiteten Predigtgottesdienst als überfälliger Hauptform lutherischer Anbetung hierzulande. Vier lutherische Grundsätze findet Odenthal bei Ludecus benannt und realisiert:

Liebe Leserin, lieber Leser!

Nun also keine Gespräche vor dem Wahltermin mehr: So die neue Regelung aus München. Wer im Dreivorschlag steht und von den »Kundschaftern« besucht wird, soll mit ihnen kein Gespräch führen. Ein solches ist erst für den Wahlabend vorgesehen. Die Juristen im Landeskirchenamt sorgen für Ordnung.

Gut so, denke ich und erinnere mich an ein Seitengespräch in einer Wahlversammlung: bei einem der Kandidaten sei man in die Gastwirtschaft, beim anderen ins Wohnzimmer zum Essen eingeladen worden. Was das Wahlgremium mehr angesprochen hat, habe ich an jenem Abend nicht erfahren: eine (gut? Oder nur: überhaupt?) kochende Pfarrfrau, das Wohnzimmer an sich oder das (teure? bessere?) Essen in der Gastwirtschaft. War das Wahlbeeinflussung? Sicher für den oder die, der, die nicht gewählt worden ist.

Das ist wohl die Sorge der JuristInnen, die auf geordnete Verfahren Wert legen, weil sie Unordnung nicht als ästhetisches Problem stört, sondern als Grund zu Anfechtung des ganzen Verfahrens. Und es ist ja wahr: wer nicht gewählt wurde, dem scheinen solche Punkte nur allzu bedeutend. Freilich gäbe es viel mehr zu ordnen, Gespräche finden nicht erst vor dem Dreivorschlag und nicht nur in der Gemeinde, sondern auch zwischen (Kreis-)DekanInnen und BewerberInnen statt, auch manchmal zwischen

abgebenden und bekommenden DekanInnen und Personalreferat und PfarrerInnen. Gespräche sind ja auch nicht schlecht: in der Wahlversammlung ist manche Frage erst richtig zu beantworten, wenn man ihren Hintergrund kennt. Was das alles mit dem Ausgang eines solchen Verfahrens zu tun hat, weiß niemand wirklich genau. Der, die Unterlegene wird es auch anders sehen als der/die Gewählte. Ein weites Feld, das spätestens bei den ersten Klagen gegen Wahlverfahren betreten werden muss...

Also jetzt erst einmal: keine Gespräche mehr nach dem fertigen Dreivorschlag vor und außerhalb der Wahlversammlung. In einem meiner Bewerbungsfälle trauten sich die (selbstverständlich völlig unauffälligen) Spione kaum, mir die Hand an der Kirchentür zu geben: Das ist ja wohl nicht gemeint, verstanden habe ich es erst, als ich von der neuen Regelung erfahren hatte. Trotzdem ist es ziemlich unnatürlich. Auch, weil angeblich die Gemeinde nicht merken soll, dass ihr/e Pfarrer/in sich wegbeworben hat: je unauffälliger sich die Spione benehmen, umso sicherer fallen sie auf...

Im Grund ist es mit so einer Regelung wie mit den Benimmregeln, die künstlich und lächerlich werden, wenn man sie kodifiziert. Solange sie selbstverständlich gelten, regeln sie das Miteinander und behindern nicht.

Es gab wohl mal einen Kommentar für Bewerbungen: was man tut und was

nicht. Den können uns die JuristInnen nie zurückgeben (was die guten unter ihnen auch wissen), wir müssten ihn selbst neu schaffen und uns danach richten: aus Fairness, Geschwisterlichkeit. Aber dann auch auf allen Ebenen: auch DekanInnen und RegionalbischofInnen sollten nicht »schieben.«¹ Dazu müssten sie Abschied nehmen von der neuen Vorstellung, die PfarrerInnen seien »ihre Leute« und sollten sich nicht einreden lassen, dass Personalprobleme in ihrem Dekanat und Kirchenkreis eine Infragestellung ihrer Leitungskompetenz seien. Eigentlich sind wir ja *eine* Kirche...

Also: Laßt uns fair sein und noch fairer werden. Oder sollte ich sagen: lasst uns dem lieben Gott nicht gar so ins Handwerk pfuschen? Wenn wir nicht so oft zu wissen glaubten, wer der/die Richtige sei, hätte der Heilige Geist mit uns und dieser Kirche weniger Mühe. Und die JuristInnen müssten sich nicht ständig neue »Benimmregeln« ausdenken, für die sie gescholten oder verlacht werden. Und wir könnten besser mit Wahlen leben, wenn sie wirklich Wahlen wären und sie nicht so oft den Geruch eines abgekarteten Spiels hätten! Der Appell geht an alle: die den Dreivorschlag aufstellen, die darauf stehen und die Wahlgremien.

Ihr Martin Ost

1. ...eine selbstverständlich rein theoretische Möglichkeit, die hier nur der Ausgewogenheit der hier verteilten Watschen wegen erwähnt wird!

1. Übereinstimmung mit dem Worte Gottes,
2. Dienst für den Aufbau der Gemeinde (hier geht es noch nicht um modernen »Gemeindeaufbau«),
3. überflüssiges Beiwerk abschaffen,
4. kein »neuer Kult«, sondern Kontinuität.

Verdienstvoll ist auch eine Information darüber, wo überall sich noch originale Vesperalia und Missalia (letztere noch nicht als Reprint bearbeitet und erhältlich) des Ludecus in deutschen Bibliotheken finden lassen. Mit dieser großartigen Neuedition haben wir ein Beispiel ökumenischer Liturgiewissenschaft vor uns, das uns die »gemeinsamen Wurzeln der Konfessionen« höchst anschaulich vor Augen führt. Deutschlands Nestor der Praktischen Theologie, Prof. Dr. h. c. Dr. theol. Bernhard Klaus, Erlangen, der am 12. Februar 2008 seinen 95. Geburtstag feiern darf, hat in seinem Aufsatz »Die kurbrandenburgische Kirchenordnung Joachims II. in der liturgischen Praxis seiner Zeit« (JLH 4, 1958/59, 82– 85) den historischen Zusammenhang, in den Ludecus gehört, knapp und präzise beschrieben. Klaus wünschte sich schon lange, dass sich jemand des Ludecus annähme. Ihm sei dieser kurze Hinweis von einem seiner allerersten Studenten daher gewidmet.

*Prof. Dr. Dietrich Stollberg,
Fürth*

Axel Töllner, Eine Frage der Rasse? Die Evangelisch-Lutherische Kirche in Bayern, der Arierparagraf und die bayerischen Pfarrfamilien mit jüdischen Vorfahren im »Dritten Reich«, Stuttgart 2007, 467 S.

Was für ein Buch! Welch' mühsam gründliche Recherchen verbergen sich hinter diesem Werk mit seinem wohl- abgewogenen und doch sehr klarem Urteil. Und welch tiefe Scham erfaßt einen auch als Nachgeborenen immer wieder, wenn man konfrontiert wird mit der damaligen Haltung des weitaus größten Teils der Kirchenleitung ebenso wie der Pfarrerschaft und Theologenzunft seiner Kirche.

Diese überarbeitete Fassung einer Dissertation versteht sich als ein Mosaikstein in der nachhaltigen »Erforschung der Geschichte der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern im »Dritten Reich«, wie sie in der im Herbst 1998 von der Landessynode der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern in Nürnberg verabschiedeten Erklärung zum

Thema »Christen und Juden« intendiert war; sie füllt damit in erhellender Weise eine Forschungslücke.

Knapp, klar und sehr hilfreich wird zu Beginn eine der Antisemitismusforschung verpflichtete begriffliche Differenzierung unterschiedlicher Formen von Judenfeindschaft vorgenommen. Indem damals durch Theologen wie Althaus, Elert, Hirsch, Stapel oder Gogarten Kategorien wie Rasse, Volkstum und Blut als »göttliche Schöpfungsordnungen religiös überhöht« (S.28) und im Hinblick auf Staat und Volk auch noch politisiert und naturalisiert wurden, bauten diese Theologen »trotz kritischer Distanz im Einzelnen schon vor 1933 die Hemmungen gegenüber dem nationalsozialistischen Volkstums- und Rassedenken ab« (ebd.). Wenn dann zusätzlich auch bei Bischof Meiser – wie ganz allgemein im antimodernen konservativen Bürgertum – »der Antisemitismus als Ersatz für Gesellschaftskritik« fungierte (S.31) und Walter Künneths »Vermischung weltanschaulich-politischer und schöpfungstheologischer Kategorien...die rassenspolitische Forderung nach der Reinhaltung der Rasse theologisch als gottgegebene Pflicht für das deutsche Volk und seine Kirche legitimierte« (S.39), dann war damit »eine Art mentales Fundament gelegt, auf dem in der Folgezeit die theoretischen Überlegungen und die praktischen Konsequenzen basierten« (S.18f.).

Im weiteren Verlauf seiner Studie zeichnet Töllner nach, bis zu welchen Grenzen aus der Perspektive des bayerischen evangelisch-kirchlichen Milieus eine Übereinstimmung mit oder Toleranz gegenüber nationalsozialistischen Vorstellungen für möglich gehalten und an welchen inhaltlichen Punkten diese Grenze als gravierende Differenz oder unüberbrückbarer Gegensatz wahrgenommen wurde. Anhand umfangreicher Schriftwechsel belegt er dabei das häufig wiederkehrende Motiv, bei dem sich ein Bekenntnis zum nationalsozialistischen Staat und seiner rassistischen Politik verknüpfte mit einer dezidiert antijüdischen Polemik. Sogar die Verteidigung des Alten Testaments diente der Abgrenzung gegen das Judentum (christliches Deutschsein als authentisches Erbe des wahren Israel) einerseits wie gegenüber völkisch-neuheidnischen Gruppierungen andererseits.

Deutlich wird dabei die Absicht, dem NS-Staat die kirchliche Unterstützung zu seiner Rassenpolitik zu versichern, wenn dieser dabei auf antikirchliche

Lutherverlag

ideologische Spitzen verzichtet, »ohne dass sich mit solchen eingeschränkten Loyalitätserklärungen auch eine deutliche Grenzziehung für die Wahl der Mittel der Rassenpolitik verbunden hätte« (S.178). Die Einschätzung, dass teilweise »die um staatliche Anerkennung ringenden jüdenfeindlichen Äußerungen sogar gewollte oder ungewollte Legitimationsgrundlagen für die Judenpolitik des NS-Staates einschließlich ihrer gewaltsamen Konsequenz (Putz, Meiser)« (ebd.) boten, wird man als wohlbegründet stehen lassen müssen – auch wenn einen dabei das eiskalte Schaudern überfällt...

Anhand von sechs ausführlich dokumentierten Fallstudien und mehreren Einzelfällen belegt Töllner, wie sich die weithin theoretischen Weichenstellungen, Grenzziehungen und Zielsetzungen in einer konkreten Situation auswirkten und in welchem Maß antisemitische Vorstellungen taktische und pragmatische Entscheidungen konkret beeinflussten. Generell stellte dabei »der Landeskirchenrat von vornherein klar, dass er die jüdische Herkunft von Pfarrer oder Pfarrfrau in erster Linie als Problem des jeweiligen Geistlichen betrachtete, nicht aber als Problem der Kirche insgesamt« (S.285).

Besonders aufschlußreich sind dabei die Reaktionen und Strategien, nachdem der bayerische Staat im Schulaufsichtsgesetz den evangelischen bayerischen Geistlichen zum 1. Januar 1939 einen Ariernachweis auferlegt hatte; auch seinerzeit hatten bayerische Geistliche Religionsunterricht an öffentlichen Schulen als ordentliches Lehrfach zu erteilen. Die allermeisten Pfarrer empfanden die im Schulaufsichtsgesetz enthaltene Forderung, den Ariernachweis zu erbringen, um weiterhin Religionsunterricht erteilen zu können, als weithin unproblematisch; ja »gelegentlich drängt sich der Eindruck auf, dass das Erbringen des Ariernachweises als Möglichkeit genutzt wurde, nach dem Führereid erneut die eigene Loyalität gegenüber der politischen Führung (und ihrer antijüdischen Politik) zu bekunden« (S.325).

Interessant, bezeichnend – und vielleicht auch ekklesiologisch weiterführend – ist die Erkenntnis, dass die betroffenen Gemeinden offenbar ein ausgeprägtes Gespür dafür hatten, wie der schmale Grat zwischen Anpassung und Widerstand im Interesse von Person und Sache glaubwürdiger hätte ausbalanciert werden können. So wandten sich

etwa in einem Fall nach der angeordneten Versetzung des Pfarrers elf Gemeindeglieder mit einer Petition an die Kirchenleitung, die aufhorchen läßt wegen ihrer theologischen Argumentation: »In weiten Kreisen der Gemeinde wird ihr Scheiden aufrichtig bedauert, ganz besonders, weil es wegen seines mannhaften Eintretens für das unverfälschte Evangelium Jesu Christi und der Angriffe auf seine Frau ihrer nicht-arischen Abstammung halber erfolgt« (S.214). Allen Beteuerungen von Dekan und Kreisdekan zum Trotz hatte sich unter den Gemeindegliedern der Eindruck gehalten, dass die Kirche in eigener Sache und ohne wirkliche Not aus taktischen Erwägungen dem politischen Druck nachgegeben hatte. Sie sahen sich daher verpflichtet, »mit allem Ernst darauf hinzuweisen, dass die evangelische Gemeinde und darüber hinaus weite Bevölkerungskreise dieses kampflose Zurückweichen vor niedrigen Angriffen als bedauerliche Schwäche empfinden, die der evangelischen Sache schaden... und Zweifel an der Festigkeit der immer erneut von der evangelischen Kirche verkündeten Grundsätze wachrufen muß« (ebd.). Dem ist nichts hinzuzufügen – außer der Hoffnung, dass dieser »sensus fidelium«, das achtsame Gespür des »Volkes Gottes« auch in der Gegenwart das nötige Gewicht bekommt und entfaltet als orientierende Leitlinie im Verhältnis zu den »Mächten und Gewalten«, die heutzutage dem Evangelium entgegenstehen.

Wieland Zademach,
Pfarrer i. R., Unkel

Jürgen Moltmann: *Weiter Raum. Eine Lebensgeschichte. 384 Seiten, 64 Abbildungen, 29,95 Euro, Gütersloher Verlagshaus 2006.*

Er erzählt gern, und darum hat der bekannte Theologieprofessor zur Vollendung seines 80. Lebensjahres aufgeschrieben, wie sein Leben verlaufen ist: Jugendzeit in Hamburg, Kriegsgefangenschaft, Studium, Dorfpfarrer, Dozent an der Kirchlichen Hochschule in Wuppertal. Aber bald wurde es zum »Leben auf weitem Raum«, als Moltmann durch den theologischen Bestseller »Theologie der Hoffnung« international bekannt wurde. Von Tübingen aus, wo er seit 1967 Systematische Theologie lehrte, führte ihn sein Weg in alle Himmelsrichtungen: Amerika, Naher

Osten, Südafrika, Australien, Japan, Korea, China. Er gesteht, dass er immer gern zu Vorträgen reiste: »Ich war jung und neugierig.«

Moltmann, seit 54 Jahren mit der feministischen Theologin Elisabeth Moltmann-Wendel verheiratet, beteiligte sich am christlich-marxistischen Dialog ebenso wie am christlich-jüdischen. In den Aufbruchjahren galt er als linker politischer Theologe. Aber seine Thematik ist umfassender, wie etwa sein Buch »Der gekreuzigte Gott« zeigt. In der jüngsten Phase wurde ihm eine »Theologie des Lebens« immer wichtiger: »Je mehr ich Gott liebe, desto lieber lebe ich.«

Die Autobiographie bringt kompakte Theologie, aber auch typische Begebenheiten und persönliche Bewertungen von Kirche und Theologie. Wir begleiten einen leidenschaftlichen Gottesdenker, der die evangelische Theologie in Deutschland nachhaltig beeinflusst hat. Es lohnt sich, die theologische Entwicklung der letzten 40 Jahre sich an Hand der interessanten Darstellung Moltmanns zu vergegenwärtigen.

Helmut Winter,
Neuendettelsau

Albrecht Schödl: »Unsere Augen sehen nach dir«. Dietrich Bonhoeffer im Kontext einer asketischen Theologie, Leipzig 2006

Welchen Bonhoeffer hätten wir denn gerne? Lange Jahre lag der Schwerpunkt der Forschung auf dem Bonhoeffer von »Widerstand und Ergebung.« Nicht wenige Interpreten meinten, bei ihm eine Entwicklung »von der Kirche zur Welt« erheben zu können. Der akademische, der ökumenische und ethische Bonhoeffer ließ sich ebenfalls gut vermitteln. Im letzten Jahr war einmal wieder vor allem der politische Bonhoeffer angesagt, genauer sein Diktum, dass man dem Rad in Speichen fallen müsse. Das fragmentarisch gebliebene Werk des großen Theologen verleitete immer wieder dazu, sich eines Aspektes seines Werkes besonders anzunehmen und die anderen Phasen eher zu vernachlässigen. Schon E. Bethges Biographie gibt in ihrem Untertitel (Theologe-Christ-Zeitgenosse) den Wandlungen Bonhoeffers theologischer Existenz Vorrang.

Erst in den letzten Jahren entdeckte

man mehr und mehr die Zusammenhänge und verbindenden Linien in Bonhoeffers Oeuvre. Dieser Entdeckungsprozess wurde durch die Fertigstellung der Dietrich-Bonhoeffer-Werkausgabe beschleunigt. Was er etwa zu Predigt, Bildung, Seelsorge, Meditation, Gebet, Beichte, Frömmigkeit, Amt und Kirche geschrieben hatte, lag nun wohlgedeutet vor. Hier setzt die Dissertation von Albrecht Schödl an. Der Autor, Pfarrer der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Thüringen und seit 2003 als Assistent am Lehrstuhl für Praktische Theologie der Augustana-Hochschule in Neuendettelsau geht von einer Kontinuität im Wandel bei Bonhoeffer, einem stringenten Zusammenhang zwischen Christologie, Ekklesiologie und Ethik aus. Weil sich die genannten Themenbereiche einer Vereinnahmung durch rein systematische, ethische oder praktisch-theologische Fragestellungen entziehen, interpretiert Schödl die Texte »im Kontext einer asketischen Theologie«. Darunter sind im Sinne Rudolf Böhrens die wissenschaftlich verantworteten Bemühungen zu verstehen, die »einer umfassenden Lehre vom christlichen Leben gelten und sich im Gespräch mit biblisch-reformatorischer Theologie entfalten« (14f).

Dass diese weite Perspektive sich lohnt, bestätigt die Arbeit glänzend. Schödl setzt seinen Schwerpunkt bei den Finkenwalder Veröffentlichungen. Über »Nachfolge« und »Gemeinsames Leben« wurde bisher vergleichsweise wenig wissenschaftlich geforscht (115f). Seine asketische Relektüre läst nun die Zusammenhänge hervortreten, in denen Bonhoeffer gelebt, gelernt, gelehrt und geforscht hat. Zu diesen verbindenden Inhalten gehört der Stellvertretungsgedanke. Schödl lenkt die Augen auf Bonhoeffers frühe Seminararbeiten, seine Dissertation und Habilitationsschrift, in denen besonders Luthers »Sermon von dem hochwürdigen Sakrament des heiligen wahren Leichnams Christi und von den Bruderschaften« eine grundlegende Rolle spielt. Das Thema des Sermons blüht in Bonhoeffers letzten Worten an Bischof Bell noch einmal auf. Seine Christologie und Ekklesiologie werden durch den Stellvertretungsgedanken zusammengehalten.

Ein weiterer theologischer Konnex: Bonhoeffers Erkenntnistheorie und sein theologisches Denken überhaupt sind wesentlich durch eine altprotestantische Distinktion geprägt, nämlich die

Unterscheidung von actus directus und actus reflexus. Eine Unterscheidung, die er u.a. von Franz Delitzsch übernimmt. Da auch unsere Ratio durch den Fall in die Gottentfremdung hineingezogen ist, fordert Bonhoeffer ein demütiges Denken, weist auf den Ort der Erkenntnis hin und differenziert zwischen gläubendem, predigendem und theologischem Erkennen. Immer wieder warnt er vor der unter Pfarrern so beliebten theologischen Selbstrechtfertigung. Schödl arbeitet fein heraus, wie Bonhoeffer gerade in seinen Finkenwalder Schriften betend-meditative Schriftauslegung betreibt, die auf dem Hintergrund seiner Zeit unbedingt politisch und polemisch verstanden werden musste. Komplementär dazu zeigt er an einem Ausschnitt aus den Fragmenten zur Ethik (»Die Liebe Gottes und der Zerfall der Welt«), dass Bonhoeffer viel stärker, als das bisher wahrgenommen wurde, an wichtigen Erkenntnissen der Finkenwalder Schaffensperiode und vor allem an seiner krypte melete (modern gesprochen, seiner persönlichen Spiritualität) bis in seine letzten Tage festhält. Fundiert nimmt der Autor Bonhoeffer gegen einen immer wieder laut werden den Biblizismusvorwurf in Schutz.

Schödl geht Spuren nach, die sich bis hin zur letzten Lebensphase Bonhoeffers durchziehen. In der bisher überhaupt noch nicht untersuchten Berliner Vorlesung »theologische Psychologie« entdeckt er die Brücke zwischen »Akt und Sein« und den Finkenwalder Veröffentlichungen. Da er auch theologiegeschichtlich sehr gründlich recherchiert, lesen sich diese Querverweise ausgesprochen spannend.

Gerade »Nachfolge« und »Gemeinsames Leben« wirken dann fruchtbar, wenn man sie nicht gleich in die Kategorie »kommunitäres Schrifttum« aussortiert. Die Dissertation zeigt auf, dass Bonhoeffer gerade »Gemeinsames Leben« für die ganze Gemeinde schrieb. Immer wieder geht es ihm um grundlegende und dennoch unbeachtete elementare Vollzüge des Glaubens. 1933 formulierte der Berliner Privatdozent bereits Anliegen, die er dann in Finkenwalde zum Befremden vieler Kandidaten umsetzte: »Die Fragen, die heute im Ernst von jungen Theologen an uns gestellt werden, heißen: wie lerne ich beten? Wie lerne ich die Schrift lesen? Entweder wir können ihnen da helfen oder wir helfen ihnen überhaupt nicht. Selbstverständlich ist da gar nichts (111).« Sind diese Impulse, auch Bonhoeffers vorgeschla-

gene »tägliche Exerzitien« etwa für die Theologenausbildung schon abgearbeitet oder stehen hier nicht viele Entdeckungen noch aus? Wer aufmerksam wahrnimmt, stößt auf eine Fülle von Anregungen für die eigene asketisch-theologische Existenz und eine reflektierte kirchliche Praxis.

Das ganze Buch liest sich plastisch, weil Schödl jedem Kapitel einen kurzen Überblick voranstellt, in dem er zeigt, wie Bonhoeffers Arbeit biographisch verortet ist. Für die anvisierte »asketische Theologie« leistet es überzeugende Arbeit. Bei aller positiven Voreinstellung für Bonhoeffer spart es auch kritische Fragen nicht aus. So ist Schödl unter der Hand eine Einführung in Leben und Werk Bonhoeffers gelungen, die sich flüssig studieren lässt und auch als Lektüre »nebenher« lohnt. Ich empfehle das Buch nachdrücklich.

Dr. Gerhard Knodt
Pfarrer, Neuendettelsau

Ankündigungen

Evang. Bildungszentrum Hesselberg

■ Geschichtswerkstatt Hesselberg: 400 Jahre protestantische Union von Auhausen

- in Kooperation mit dem Verein für Bayerische Kirchengeschichte -
Sa, 19.04.08, 09.00 - 16.30 Uhr

■ Straße und Stille – Motorrad einmal anders

- Touren und Meditation -
21.05.08 (18.00 Uhr) - 25.05.08 (13.00 Uhr)
Motorradtouren durch das schöne Westmittel-franken und Übungen in Stille und Meditation. Der Tag beginnt mit einer gemeinsamen Schweigezeit. Auch bisher Ungeübte werden

Postvertriebsstück
Dt. Post AG
Entgelt bezahlt

Pfarrer- und
Pfarrerinnenverein
Rinnig 8
96264 Altenkunstadt

Freud & Leid

aus unseren Pfarrhäusern

Geboren:

Benjamin Christian Leupold, 2. Kind von Pfrin. Evelyn Leupold und Gerd Leupold, Thurnau, am 25.01.2008

Geheiratet haben:

Sabine Winkler, geb. Kärner und Thomas Winkler, am 31.08.2007 in Thurnau

Gestorben sind:

Hansjob Jäger, zuletzt in Creußen, 79 Jahre, am 03. 12. 2007 in Bayreuth, (Witwe: Erna)

Hanskarl Ernst, zuletzt in Warmensteinach, 80 Jahre, am 14. 01. 2008 in Warmensteinach (Witwe: Hanna, Bayreuth)

nicht überfordert. Nach dem Frühstück geht die Fahrt in der Großgruppe zu einer Kirche in der näheren Umgebung. In Kleingruppen, gebildet je nach Fahrstil, geht es zurück zum Hesselberg. Eine Meditationsübung leitet den Nachmittag ein. Dieser steht im Zeichen der Kleingruppen, die Touren in die weitere Umgebung fahren. Abendessen und eine weitere stille Zeit runden den Tag ab.

Leitung: Pfr. Bernd Reuther

Seminar

■ Mein Haus bereiten

- Das eigenen Lebensende bedenken und vorbereiten

20.06.08 (18.00 Uhr) – 22.06.08 (13.00 Uhr)

Seminar

■ Seelisch gesund im Alter

04.07.08 (18.00 Uhr) – 06.07.08 (13.00 Uhr)

Das Alter stellt den Menschen noch einmal vor neue psychische Herausforderungen. Wie man seelische Probleme verhindern kann, bevor sie entstehen, kann man in diesem Wochenendseminar kennen lernen.

Referentin: Rut Wahrenburg

Verantwortlich: Pfr. Dr. Marcus Döbert

Ausblick:

■ Perlen des Glaubens

Vertiefungskurs

18.07.08 (18.00 Uhr) – 20.07.08 (13.00 Uhr)

Leitung: Pfr. Dr. Marcus Döbert

■ Meditation und Schweigen

28.07.08 (18.00 Uhr) – 01.08.08 (13.00 Uhr)

Leitung: Pfr. Bernd Reuther

■ Fit in 8 Tagen

Neuen Schwung ins Leben bringen

03.08.08 (18.00 Uhr) – 10.08.08 (10.30 Uhr)

Leitung: Werner Hajek, Pfr. Bernd Reuther

BCJ Bayern

Studientagung:

■ Auf dem Weg zu einer gemeinsamen Erinnerung.

Orts- und Familiengeschichten in Deutschland nach der Schoa in Schwarzach am Main

11. – 13. April 2008

In vielen Orten wird mittlerweile der Opfer der

Letzte Meldung

»8. Dezember: »Hochfest der ohne Gnade empfangenen Jungfrau und Gottesmutter Maria.«

aus: *Gottesdiensthinweis in einer Tageszeitung*

NS-Zeit gedacht. Die Geschichten der NS-Täter und -Mitläufer, ihre Verstrickungen in das nationalsozialistische System und ihre Unfähigkeit, nach dessen Ende über ihre Taten zu sprechen, werden jedoch oft nicht thematisiert. Dabei beeinflussen sie zum Teil noch viel mehr die Geschichte der Kirche, der unterschiedlichen Orte und der Familien, als uns das heute bewusst ist.

Im Verlauf der Tagung sollen verschiedene Perspektiven vorgestellt werden, unter denen die Geschichte des Nationalsozialismus und besonders der Verfolgung der Jüdinnen und Juden betrachtet wird: Erinnerungen von Opfern und von Tätern, von Orten und Familien, von Kirche, Theologie und Gedenkstätten.

Referent/innen: Prof. Dr. Katharina von Kellenbach, Prof. Dr. Horst F. Rupp, Alexandra Senfft

Leitung: Pfrin. Barbara Eberhardt

Komplettes Programm unter <http://www.bcj.de/aktivitaeten.html> abrufbar.

Anmeldung bis 27. März an: BCJ.Bayern, Marsstr. 19, 80335 München, Tel: 0 89 – 5 59 56 88, Fax: 0 89 – 55 95 86 88,

e-mail: BCJ.Bayern@elkb.de

FZ

Impressum

Schriftleitung: Martin Ost, Kirchplatz 3, 97348 Markt Einersheim, Tel. 0 93 26/9 99 80, Fax 9 99 82, eMail: Martin.Ost@t-online.de in Gemeinschaft mit Karin Deter (Erlangen), Rosemarie Leipolz (Erlangen), Bernd Seufert (Nürnberg).

Erscheint 11mal im Jahr (außer September) jeweils zum Monatsanfang.

Den Text finden Sie auch auf der Internetseite

www.pfarrverein-bayern.de

Redaktionsschluss ist der 15. des Vormonats.

Anzeigen und Druck: Freimund-Druckerei Neuendettelsau, Ringstr. 15, 91 564 Neuendettelsau, Tel. 0 98 74 / 6 89 39-0, Telefax -99.
Bezug: Der Bezugspreis beträgt vierteljährlich 4,60 Euro einschließlich Postzustellgebühr. Bestellung über den Pfarrer- und Pfarrerinnenverein in Bayern. Änderungen der ständigen Anschrift (bei Wechsel der Wohnung) – auch von Mitgliedern des Pfarrer- und Pfarrerinnenvereins – sind zu richten an den **Herausgeber:** Pfarrer/innenverein in der Evang.-Luth. Kirche in Bayern e.V., Pfarrer Klaus Weber, Rinnig 8, 96 264 Altenkunstadt, Telefon 0 95 72/79 05 00, Fax 79 05 01, e-Mail: info@pfarrverein.de